

AUS DANZIGS GROSSER ZEIT

DER·TREVSCHWVR DES·KVNRAD·LETZKAV

von Julius Pederzani Weber.

Buchschmuck von Th. Urtnowski.

Der Treuschwur des Kunrat Letzkau

Eine geschichtliche Erzählung aus Danzigs großer Zeit

von

Julius Pederzani-Weber.

„Ein jeder gibt den Wert sich selbst!
Den Menschen macht sein Wille groß und klein."
Schiller.

Danzig.
Verlag und Druck von A. W. Kafemann G. m. b H.
1909.

Vorwort.

Kunrat Letzkau war zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts Bürgermeister der Stadt Danzig.

Ein Verbündeter der Brüder vom Deutschen Orden, die ein Jahrhundert vorher im Weichsellande die Leuchte der Zivilisation entzündeten, half er ihnen mit Rat und Schwert bis zur Stunde, in der sie Danzig befehdeten. Dann widerstand er ihnen ebenso tapfer wie früher ihren Feinden, denn der Kern seines Lebens lag im Gelöbnis: „Ich will meinem Danzig Treue halten bis in den Tod!“ Er starb, die Unabhängigkeit und die Rechte der geliebten Stadt verteidigend, durch Mörderhände.

Kunrat Letzkau war, wie jeder bedeutende Mann, das Kind seiner Zeit, deren Geist und Charakter sich in seinem Denken und Tun widerspiegeln, und darum bietet das vorliegende, sein Heldentum schildernde Buch nicht allein eine spannende Erzählung, sondern auch ein Kulturbild aus einem großen Jahrhundert.

Das vierzehnte Jahrhundert war die Blütezeit des deutschen Bürgertums und der Hansa, jener Vereinigung wehrtüchtiger Kaufherren, die, während Ritter und Landesfürsten im Reiche, ewig uneins, sich unter das Joch der Welschen beugten, in den wallumsäumten Städten wie in ihren Faktoreien im Auslande ein kerndeutsches Leben in Sitten, Wandel, Rechtspflege und Wesen führten und der deutschen Nation überall Ansehen, Macht und Ehre gewannen.

Die Hansabrüder aber in Danzig und in den anderen Städten des Weichsellandes vollbrachten auch eine patriotische Tat. Sie haben dort das Deutschtum gegen den Ansturm der Polen geschützt und ihm zum Siege verholfen. Das ist eine geschichtliche Wahrheit, die in den jugendlichen Lesern die patriotische Überzeugung wecken und stärken soll: Das östliche Preußen muß

immer deutsch bleiben; denn darin liegen die starken Wurzeln seiner Kultur und seines Wohlstandes!

Die Quellen, aus denen der Verfasser den geschichtlichen Stoff schöpfte, sind:

Scriptores rerum Prussicarum, 1866.
Lucas David: Preußische Chronik, 1664.
L. v. Baczk: Handbuch der Geschichte Preußens, 1664.
Christ. Hartknoch: Altes und neues Preußen, 1664.
Peter v. Dusburg: Chronica Prussiae, 1679.
Joh. Voigt: Geschichte des Deutschen Ritterordens, 1857.
Joh. Uphagen: Parerga historica, 1782.
Casp. Schuetz: Annal. civitatis Gedanensis.
D. Gralath: Versuch einer Geschichte Danzigs, 1709.

Begleitwort.

Dieses Buch ist dazu bestimmt, deutsches Denken und deutsches Wesen in der Ostmark zu stärken. Ein Held wird uns hier vorgeführt, der fast vergessen ist, obwohl gerade er deutsche Wahrhaftigkeit und Treue hochhielt. Unbeugsam verteidigte er sein Deutschtum, wußte aber auch die Übergriffe des im Verfall begriffenen Ritterordens von Danzig abzuwenden, bis ihn der Mordstahl eines Ritters niederstreckte. Zu begrüßen ist es, daß dieser Mann dem deutschen Volke in seinem Denken und Fühlen nahe gebracht wird. Mit ihm beginnen die Leiden des deutschen Bürgertums in unserem geliebten Westpreußen, welche über dreihundert Jahre gedauert und viele stillen Märtyrer geschaffen haben. Gleich ihrem Amtsgenossen Kunrat Letzkau wurden auch die deutschen Bürgermeister Bartholomäus Blume aus Marienburg und Gottfried Rösner aus Thorn ein Opfer ihrer deutschen Treue. —

Möge dieses Buch Leser in ganz Deutschland finden, möge es künden, daß schlichtes, deutsches Heldentum im deutschen Weichsellande früh eine Heimstätte gefunden hat, möge es aber auch mit dazu beitragen, daß unsere westpreußische Jugend ihre Heimat lieb gewinnt, für die unsere Vorfahren in den Tod gegangen sind.

Prüfungsausschuß für Jugendschriften in Danzig.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Der Kampf mit den Seeräubern.

Es war am frühen Morgen eines Augusttages im Jahre 1362. Blank wie ein silbern leuchtender Schild lag die Ostsee da, umsponnen von einem Netze glitzernder Sonnenstrahlen. Am Gestade, wo die Wogen leise auf und nieder brandeten, schimmerten die Wasser wie Stahlglanz.

Der Himmel wölbte sich in wolkenloser Klarheit wie eine azurblaue Glocke über Meer und Gelände, und salzig scharfe, frische Lüfte, aus der Seetiefe emporschwebend, wehten über die Küste zum Hafen der Stadt Danzig.

Hier ankerten die vielmastigen, hochbordigen Schiffe der fremden Seefahrer, die Orlogs, die Kriegsfahrzeuge der Brüder vom Deutschen Orden, die Koggen, die Galeeren der Hansabrüder, und die Holken, die schweren Lastboote der Fischer von Weichselmünde.

Vor einigen Tagen hatte der Wächter des Blockhauses an der Weichselmündung die Nachricht gebracht, daß sich Seeräuberschiffe auf der Reede gezeigt hätten. Der Rat der Stadt Danzig beschloß hierauf, auf sie Jagd zu machen. Trotz des frühen Morgens waren deshalb die Ufer der Mottlau mit Männern gefüllt. Hier erschien eine Schar Wäpner in kurzen Brustpanzern und Eisenhüten, mit langen Spießen bewaffnet; sie gehörten zur Besatzung der Kriegsschiffe. Dort wieder drängten sich die in ein eng anliegendes Ledergewand gekleideten Klever, die Gesellen der Hansa, um ihren Aldermann, den Führer, der nach allen Seiten hin Aufträge gab. Ab und zu tauchten Bürger aus Danzig auf. Es waren Kaufherren, die in Tappert und Gugel gehüllt waren; jener ein Überkleid, und dieser eine Nacken und Kopf verhüllende Kappe aus Tuch. Im breiten Gürtel des

weitfaltigen Leibrockes steckte ein kurzes Schwert; den Zeigefinger der rechten Hand zierte ein großer, schwergoldener Ring mit dem Zeichen der Handelsherren von der Hansa.

Die meisten strebten dem Strande bei Weichselmünde zu und spähten in die See hinaus. Am tiefblauen Himmel waren plötzlich große, weiß schillernde Wolken aufgestiegen, die sich am Horizont zu Bündeln von bleigrauer Farbe ballten. Der salzduftige Wind wehte nicht mehr, und ein Schleier, der wie mattes Zinn schimmerte, senkte sich über den Meeresspiegel.

Von der Zinne des aus Holzbalken gefügten Blockhauses, das am Strande aufragte, tönte plötzlich das Horn des Wächters. Es wirkte wie ein Schlachtruf; denn alles, Wäpner, Hansadiener und Fischer verstummten jäh, brachen die angefangenen Gespräche ab und spähten in die See hinaus. Aus den Dunstwolken taucht dort ein Schiff auf, das, ein riesiges Schattenbild, flink wie eine Möwe die Flut durchschnitt.

Sein Erscheinen, das der Hornruf des Wächters ankündigte, brachte alle Männer in wilde Aufregung, der sie durch allerlei Reden und wütende Gebärden Luft machten.

„Was für eine Flagge führt das Schiff? Seiner Bauart nach ist es ein fremder Seefahrer. Was sucht er in unserer See?“

Alle drängten sich in dichten Haufen zur Landzunge, die weit ins Meer hinauszog.

„Ich wette einen Krug Jopenbier!“ schrie ein alter, weißhaariger Schiffer. „Das Fahrzeug gehört den Likendelern. Das Raubgesindel wird mit jedem Tage frecher! In meiner Jugend wagte sich keins in die Nähe unseres Hafens.“

Sie verstummten plötzlich, denn am Ufer erschien eine Schar von fünfzig Wäpnern, geführt von dem Danziger Ratsmann Kurt von der Helle. Ein kurzer Panzer, die Brünne, bedeckte seine Brust, eiserne Schienen schützten die Beine, die in hohen Lederstiefeln steckten, und auf dem Haupte trug er einen Stahlhelm.

Sie wurden von allen Seiten mit Zurufen begrüßt.

„Glück auf zur Jagd auf die Meerwölfe! Laßt keinen am Leben. Die Brut muß wie giftiges Ungeziefer ausgetilgt werden!“

Auf einen Wink des Ratsmannes stiegen die Wäpner in die am Ufer ankernde Kogge Sankta Maria. Es war dies ein hochbordiges, an beiden Enden abgerundetes Kriegsschiff der Hansabrüder; es trug zwei Mastbäume und am Hinterdeck wie

am Kiel geräumige, überdachte und durch starke Balken geschützte Söller. In der Mitte des Decks war eine Bühne für die Wurfgeschosse aufgebaut, während im Unterdeck auf schmalen Bänken einige Dutzend Ruderknechte saßen. Am Mittelmaste wehte eine rotweiße Flagge mit dem Wappenschilde der Stadt Danzig.

In dem Augenblicke, da der Anführer der Wäpner das Schiff besteigen wollte, näherte sich ihm ein Bruder vom Deutschen Orden, von einem Priesterbruder begleitet.

Jener war von hoher Gestalt, gliederkräftig und ganz in Eisen gehüllt. Über dem schwarzen Leibrocke aus grobem Tuche trug er einen weißen Mantel, dessen Brustseite ein schwarzes Kreuz zierte. Im Ledergurte steckte ein langes Schwert, dessen Griff ein Kreuz bildete, und den Kopf bedeckte ein Eisenhut.

Sobald der Ratsmann den Ritter erblickte, rief er:

„Gott zum Gruß, Bruder Kunrat von Wallenrod! Was führt Euch, den Großkomtur von Marienburg, schon am dämmernden Morgen in unseren Hafen?"

Achtungsvoll begrüßten die Ordensbrüder den Ratsherrn; dann sagte der Großkomtur:

„Der Komtur der Ordensburg Danzig erzählte mir, daß Ihr heute in die See stechen wollt, um auf Seeräuber Jagd zu machen. Es wird dabei viel Blut vergossen werden und manch tapferer Mann Wunden erleiden oder sein Leben verlieren."

„Eine Satzung unseres Ordens gebietet uns, den Kranken und Hilflosen in brennender Minne zu dienen. Das soll auch auf Eurer Kogge geschehen! Gestattet darum, daß ich und mein Gefährte, der Bruder Tassilo, Euch begleiten. Er ist ein Priester des Herrn und will den Verwundeten Trost und Segen spenden!"

„Ihr seid uns willkommen!" sprach der Ratsherr, „Um so willkommener als Ihr, ein wehrtüchtiger und im Kampfe geprüfter Mann, uns auch mit dem Schwerte, wenn es sein muß, helfen werdet!"

„Das soll geschehen!" entgegnete der Ordensbruder. Kurt von der Helle führte seine Gäste nun an Bord der Kogge und wies ihnen im Holzbau des Mitteldecks eine Zelle zur Herberge an.

Die Kogge Sankta Maria fuhr aus dem Hafen, an Weichselmünde vorbei, in das offene Meer und steuerte nordwärts, während die drei Männer, die auf dem Oberdecke standen, von dem, was ihr Herz bedrängte, sprachen.

„In meiner Heimat Thüringen und im Westen des Reiches machen die Schnapphähne und Strauchritter, die in unzugänglichen Burgen hausen, die Heerstraßen unsicher und plündern die Kaufherren aus, die mit ihren von Saumtieren getragenen Waren von Stadt zu Stadt ziehen", sagte Kunrat von Wallenrod. „Sie schinden die Bauern, wenn ihre Speisekammern und Keller leer sind, rauben und zünden Dörfer und Gehöfte an. Sie sind die ärgste Plage fürs Deutsche Reich. Wenn die Leute die Bitte des Vaterunsers: „Und erlöse uns von dem Übel" beten, denken sie dabei nur an die Wegelagerer!"

„Eure Schnapphähne gleichen den Seeräubern, die unser Meer unsicher machen, wie ein Ei dem anderen!" erwiderte der Ratsmann. „Jene sind vogelfrei und von Landesherren, Rittern und Bürgern geächtet. Sie haben weder Freund noch Schutz im Lande. Die Seeräuber aber stehen im Solde der nordischen Könige; ihre Führer tragen einen Freibrief in der Tasche, den Stehlbrief. König Magnus von Schweden, Waldemar IV. von Dänemark und der norwegische König Hakoon haben unter diese Stehlbriefe ihre Namen geschrieben und die königlichen Wappensiegel daran gehängt. Unter ihrem Schutze können die Seeräuber nach Herzenslust plündern. Ihr denkt wohl, daß ich das Raubgesindel schwärzer male als es ist? Ich spreche aber die volle Wahrheit."

„Die drei nordischen Königreiche neideten uns Hansabrüdern schon lange Macht, Wohlstand und vor allem die Herrschaft in der Ostsee. Anfangs hofften sie, miteinander verbündet, unser Herr zu werden. Wir wehrten uns aber so kräftig, daß sie selbst um Frieden bitten mußten. Der Stachel des Neides ließ sie nicht ruhen, bis sie einen Helfer fanden, die Vitalienbrüder. Es sind Ritterbürtige wie Eure Schnapphähne und Strauchritter; sie scheuen jede Arbeit wie eine fromme Seele die Sünde und leben nur aus der Tasche der seefahrenden Kaufleute. Die Könige von Dänemark waren die ersten, die das adelige Gesindel, das in Holstein hauste, nach der Ostsee rief und zu Raubzügen ausrüstete. Sie hatten aber kein Geld, ihre Schützlinge zu bezahlen und zwangen darum die Hafenstädte, die Brotkörbe der Seeräuber zu füllen. Jene landeten bald hier und bald dort und schleppten Lebensmittel, den victus, in ihre Schiffe. Die Victualien- oder Vitalienbrüder sind die ärgste Plage des Nordens. Sie sind unersättlich in ihrer Gier, die Hände in fremde Geldsäcke zu

stecken. Als unsere Flotte noch klein war, machten sie auf die Hansabrüder wie auf ein Edelwild Jagd; heute aber spielen wir die Jäger. Die Brut der Vitalienbrüder muß bis zum letzten Mann vernichtet werden."

Die Kogge Sankta Maria kreuzte einen Tag lang im Gewässer der Ostsee und näherte sich der Küste Schwedens. Am dritten Tage erst tauchte in der Nähe der Insel Öland ein großes Schiff auf, das einen schwarzen Wimpel am Maste führte.

Der Ratsmann sammelte durch Hornruf alle Wäpner, die sich auf der Bühne des Kieles und Hinterdecks aufstellten, während die Bootsleute lange Stangen aus Eichenholz, an deren oberen Enden eiserne Widerhaken befestigt waren, in die Fäuste nahmen. Sie dienten zum Entern, wodurch das feindliche Schiff festgehalten und nahe an Bord gezogen wurde.

„Die schwarze Flagge verrät uns", sagte der Ratsmann, „daß das Schiff den Vitalienbrüdern gehört. Wir müssen uns auf zähen Widerstand gefaßt machen. Ihr Kampfruf: „Gottes Freund! Aller Menschen Feind!" ist eine gotteslästerliche Rede. Die Allerweltsfeinde glauben an den lieben Gott ebensowenig, wie die Heiden an Christi Kreuz."

Die Kogge Sankta Maria näherte sich, die Wogen pfeilschnell durchschneidend, dem fremden Fahrzeuge, das ihr sichtlich auswich und, von vielen Rudern getrieben, nordwärts flog.

„Sobald wir das Schiff entern", sagte Kurt von der Helle, „wird sich das alte Gaukelspiel, wie ich es oft schon erlebte, wiederholen. Sobald ich an Bord steige, wird mir der Führer den Stehlbrief vor die Augen halten, in dem den Vitalienbrüdern gestattet ist, in allen Gewässern der Ostsee zu kreuzen und zu landen, wo es ihnen beliebt!"

„Die Gefangenen aber, die sie mitschleppen, werden wider sie zeugen!" unterbrach ihn der Großkomtur.

„Wir werden keine Gefangenen an Bord des Seeräuberschiffes finden", entgegnete der Ratsmann, „denn es ist ein strenges Gebot unter den Vitalienbrüdern, daß kein Fremder, der ihr Schiff betritt, am Leben bleiben darf."

Nach kurzer Jagd lag die Kogge Sankta Maria Bord an Bord mit dem Seeräuberschiffe; die Bootsleute warfen ihre Enterhaken aus, dann stürmten der Danziger Ratsmann und eine

Schar Wäpner auf das Deck. Der Großkomtur Kunrat von Wallenrod folgte ihnen.

Keiner der Meerwölfe setzte sich zur Wehr; sie gebärdeten sich wie friedliche Schiffer, die, plötzlich überfallen und tief erschreckt, sich gefangen nehmen lassen.

Ihr Anführer, ein riesiger Mann mit einem langen, roten Barte, trat dem Ratsmanne in den Weg, zog eine Pergamentrolle aus dem Gürtel und wies mit der Rechten auf Unterschrift und Wappensiegel des Königs von Dänemark.

Kurt von der Helle agte leise zum Großkomtur:

„Ich traue den Spitzbuben so wenig wie einem Hechte im Karpfenteiche! Steigt unter Deck und durchsucht alle Winkel und Verstecke, während ich die Besatzung scharf im Auge behalte.“

Kunrat von Wallenrod ging, von einigen Wäpnern begleitet, ins Unterdeck und guckte überall hin; kein Raum, kein Warenbündel oder Winkel blieb undurchsucht. Truhen, Tonnen und Fässer wurden geöffnet; nirgends aber fand sich etwas Verdächtiges oder ein Gefangener.

In der dunkelsten Ecke lagen mehrere Fässer aufgestapelt, an die einige Wäpner klopften. Als sie die in der ersten Reihe liegenden prüften, tönte es hell und hohl, ein Zeichen, daß sie leer seien.

Schon wandten sie sich um und wollten die Holztreppe wieder hinaufsteigen, da klang ans Ohr des Großkomturs, der ihnen langsam folgte, ein leiser Hilferuf.

Stehen bleibend, horchte er scharf hin, und wieder tönte es wie ein ersticktes Weinen.

„In den Fässern stecken Menschen!“ rief er und befahl den Wäpnern, die naheliegenden Fässer seitwärts zu rollen.

Es geschah. Beim Scheine eines rasch entzündeten Kienspans sah er in zwei offenen Fässern der letzten Reihe eine Frau und einen Knaben stecken.

Sie waren mit Stricken gefesselt und gewaltsam in die enge Höhlung gepreßt, daß sie sich nicht rühren konnten. Die Köpfe ragten nur eine Hand hoch aus dem Fasse.

Vor Hunger und Erschöpfung ohnmächtig, mußten sie aus den Tonnen gezogen und aufs Deck, wo der Ratsmann mit seinen Wäpnern die Seeräuber auf dem Hinterdecke festhielt, getragen werden.

Die Frau war todkrank, während der fünfzehnjährige Junge sich bald erholte.

Aus Mitleid hatte sich der Führer der Kogge, der Ratsmann Kurt von der Helle, der sterbenden Frau genähert und auf kurze Zeit die Seeräuber, die, auf einen Haufen zusammengedrängt, das Hinterdeck füllten, aus den Augen gelassen.

Plötzlich erhoben jene ein wildes Geschrei. Sie fielen mit Messern und kurzen Schwertern über die Wäpner, die sie bewachten, her, während andere mit Handbeilen die Enterhaken zu zertrümmern suchten.

Der jähe Überfall erschreckte zwar den Führer der Kogge und seine Waffengefährten; sie faßten sich aber bald und wehrten sich tapfer, obwohl die Gegner in der Überzahl waren. An der Seite des Ratsmanns hielt der Ordensritter Kunrat von Wallenrod tapfer stand und führte mit seinem langen Schwerte so kräftige Hiebe nach allen Seiten, daß bald ringsum verwundete und tote Seeräuber lagen.

Das Kampfgeschrei und Waffenklirren wurde auf der Kogge Sankta Maria gehört, und die Besatzung lief mit gezückten Schwertern zur Bordseite, wo die Bootsleute mit den Enterhaken das feindliche Schiff festhielten, und wehrten die Seeräuber ab. Sie wußten, wenn es den Meerwölfen gelang, ihr Fahrzeug von der Kogge loszumachen und in die freie See zu steuern, der Ratsmann, seine Gäste und die Wäpner verloren seien.

Der Knabe, der Kunrat hieß und bei seiner Mutter gekniet hatte, sprang, als die Seeräuber heranstürmten, auf und trat an die Seite des Ordensbruders. Jener rief ihm zu: „Verbirg Dich im Unterdeck!“

Doch er erwiderte: „Ich will an Eurer Seite bleiben!“ stellte sich hinter den Großkomtur und guckte scharf nach den Vitalienbrüdern aus.

Jene warfen sich, eine schändliche List gebrauchend, zu Boden und suchten von hinten oder von der Seite den Wäpnern ihre kurzen Messer in den Leib zu bohren.

So sank mancher deutsche Mann, der tapfer ihrem Ansturm widerstand, unter den Stichen der wie Schlangen herankriechenden Seeräuber zu Boden.

Eine gleiches Schicksal drohte auch dem Ordensritter Kunrat on Wallenrod. In dem Augenblicke aber, als ein Seeräuber die

Waffe zum tödlichen Stiche erhob, sprang ihm der Knabe an die Kehle und würgte ihn, alle Kräfte zusammenraffend, bis er den Atem verlor und das Messer fallen ließ.

Der Großkomtur durchbohrte ihn mit seinem Schwerte und sagte dann, die heldenmütige Tat des Knaben bewundernd:

„Mein Junge, ich danke Dir das Leben! Das will ich niemals vergessen. Von dieser Stunde an will ich Dich wie ein Vater lieben!“



Kampf mit den Seeräubern.

Endlich waren die Vitalienbrüder bezwungen, die meisten fielen unter den Streichen der Wäpner; die sich nicht ergeben wollten, sprangen ins Meer.

Der Ratsmann kehrte mit dem Ordensritter und dem Knaben auf die Kogge Sankta Maria zurück, während die Mannschaft die Verwundeten dorthin trugen und die Toten in die See versenkten. Die sterbenskranke Frau wurde auch ins Schiff getragen und auf ein Lager, das die Wäpner auf dem Deck für sie bereiteten, gelegt. Sie erzählte dann, von den Ordensbrüdern gelabt und zum Bewußtsein gebracht, ihr Schicksal. Das Reden fiel ihr schwer; die Worte kamen nur mühsam und leise von den Lippen.

Ihr Eheherr Niklas Letzkau war in jungen Jahren aus seiner mecklenburgischen Heimat nach Nord-Holland ausgewandert und gewann dort die Gunst eines Grafen, der ihn zum Verwalter eines Gehöftes in der Nähe der Stadt Alkmar machte. Letzkau nahm sie zur Frau, und beide lebten still und zufrieden, bis vor Jahresfrist ein mächtiger Feind aus Rache den Grafen überfiel und Schloß und Gehöft in Brand steckte. Im Kampfe gegen die Einbrecher fiel ihr Mann und ließ sie mit ihrem Knaben Kunrat bettelarm zurück. In ihrer Not dachte sie an die Heimat ihres Eheherrn und wollte auf einer Snigge der Hansabrüder dorthin reisen. Im Kattegat begegneten dem Schiffe die Seeräuber, die ihm den Weg verlegten und es enterten. Alle Männer wurden erschlagen, das Fahrzeug ausgeplündert und in den Grund gebohrt. Sie und der Knabe blieben allein am Leben; denn beide sollten in dem Schlupfwinkel der Vitalienbrüder, der sich in der Nähe der Insel Gotland befinden sollte, Dienste leisten. Es fehlte dort an Gesinde, das den Räubern aufwartete.

Vom langen Reden erschöpft, sank die Frau auf ihr Lager zurück und war eine Zeitlang bewußtlos. Der Knabe Kunrat vollendete mit wenigen Worten die Erzählung:

„Beim Erscheinen der Kogge schleppten die Seeräuber mich und die Mutter ins Unterdeck und preßten uns dort in die leeren Fässer!“

Die Frau erwachte aus ihrer Ohnmacht und sagte:

„Gottes Wille geschehe! Ich fühle, daß ich sterben muß. Es fällt mit schwer; denn ich lasse meinen Kunrat als Waise zurück. Das verbittert mir die letzte Stunde!“

Der Knabe umarmte sie, küßte ihr Hand und Stirn und rief:

„Sprich nicht vom Sterben, gute Mutter! Dein Kind kann ohne Dich nicht leben!“

„Quält Euch nicht mit Sorgen um Euren Knaben!“ sagte der Großkomtur. „Für den Jungen soll gesorgt werden, wenn Euch der liebe Gott ins Jenseits ruft!“

Ein Blitz der Freude leuchtete über das sterbensblasse Gesicht der Frau, als sie flüsterte:

„Gott segne Euch! Ich sterbe jetzt ruhig!“

„Ich werde für Euer Kind wie ein Vater sorgen“, fuhr der Ordensritter in feierlichem Tone fort.

„Dank! Dank!“ klang es leise von den Lippen der Sterbenden. „Lebe glücklich, mein Kunrat. Wir werden uns wiedersehen!“

Ein letzter zärtlicher Blick auf den Knaben, der neben ihr kniete, ein letzter Atemzug, dann hauchte sie ihre Seele aus.

Kunrat warf sich über die Leiche und hielt sie umfangen.

„Fasse Dich, mein Kind!“ tröstete ihn der Großkomtur. „Gott wird Dir nun Vater und Mutter sein!“

Kunrat Letzkau war ein hübscher, schlank gewachsener Junge mit Blondhaar und tiefblauen Augen, die offen in die Welt hinausschauten. Da der Widerschein eines reinen, treuherzigen Innern auf seinem frischen Gesichte lag, so gefiel er jedem, der ihm begegnete.

„Wenn das Auge der Spiegel der Seele ist,“ sagte der Priester Tassilo, „so läßt sich leicht erraten, daß der Knabe ein gutes Herz unter der Jacke trägt!“

Die Kogge Sankta Maria schlug die Richtung nach der deutschen Küste ein, um so schnell wie möglich, der Verwundeten wegen, den Hafen von Danzig zu erreichen.

Es hatte Meeresstille geherrscht, bei Anbruch der Nacht aber wehte plötzlich eine starke Brise.

Der Himmel verdüsterte sich, ringsum tauchten am Himmelsbogen Wolken auf, die zu einer schwarzen Schleierhülle zusammenflossen; der Wind jagte pfeifend und brausend in das Gewölk, zerriß es und verwehte es als fliegende Nebel über den Horizont.

Die Wogen wallten immer höher. Sie stiegen grün schimmernd aus dem zerwühlten Meere auf und rollten dann, ebenso mächtig schäumend und tosend wie sie emporgetaucht waren, in die Tiefe zurück.

Auf ihren Kämmen lagen silbern glitzernde Schaumkronen, die der Wind wie weiße Flocken in der Luft zerstäubte.

Aus einer fahlgelb leuchtenden Wolke flammten Blitze, die grell aufleuchtend niederzuckten und in der hochgehenden See verschwanden. Den Blitzen folgten heftige Donnerschläge.

Der Regen flutete in starken Strömen vom nachtschwarzen Himmel und stürzte klatschend wie Peitschengeknall auf das Deck.

„Der liebe Gott schütze uns!“ rief der Priester Tassilo und beugte sein Knie zum Gebet.

Nach mühevoller Fahrt, die bald auf dem Rücken haushoher Wogen und bald wieder durch die Höhlung der zerwühlten

Brandung vorwärts ging, erreichte endlich die Kogge Sankta Maria den Hafen von Danzig.

Der Großkomtur nahm vom Ratsmann Kurt von der Helle Abschied und sagte:

„Ich werde den verwaisten Knaben mit mir nehmen. Er soll in der Marienburg eine zweite Heimat finden!"

Der Ratsmann drückte ihm gerührt die Hand und erwiderte: „Ihr vollbringt ein gutes Werk! Gott lohne es Euch!"

Den Knaben entließ er mit den ernsten Worten:

„Ziehe mit Gott, mein Junge! In der Marienburg warten Deiner Zucht und Lehre, wie sie Dir niemand bieten kann. Vergiß aber nicht, daß in der Stadt Danzig ein Mann wohnt, der Dir von Herzen zugetan ist. Kehre bei mir ein, wenn du nach einem Freunde begehrst. Du sollst mir wie ein lieber Sohn willkommen sein."

Zweites Kapitel.

Winrich Kniprode.

Eine Woche nach der Landung im Danziger Hafen ritten der Großkomtur Kunrat von Wallenrod, der Priester Tassilo und der Knabe Kunrat Letzkau quer durch den Werder, ließen sich bei dem Dorfe Schöneberg über die Weichsel setzen und erblickten, als die Sonne im Verglimmen war, die Türme eines mächtigen Schlosses, das über dem Ufer des Nogatstromes aufragte.

Es war die Marienburg, die fast hundert Jahre vorher der Landmeister des Ordens Kunrat Thierberg über den Trümmern der Feste Aliyem, dem Stammsitze eines heidnischen Preußenfürsten, erbaut hatte.

Der Anblick der Marienburg wurde von den Ordensbrüdern freudig begrüßt, nur der Knabe Kunrat war traurig; denn der Tod der Mutter, der Gedanke, er sei eine Waise, stimmten ihn trübe.

Er hatte darum keinen Blick für das bezaubernde Bild der grün und buntfarbig leuchtenden, fruchtbaren Landschaft und der Burg, die, von den goldenen Strahlen der Abendsonne umflossen, einem Schlosse der Märchenwelt glich.

„Mut, mein Junge!“ rief ihm der Priester Tassilo zu.

„Mit Gottes Hilfe wird sich alles zum besten für Dich wenden! Denke an den uralten Spruch: Muß etwas sein, so füg' Dich drein!“

Sie kamen an die Schiffbrücke, die in Friedenszeiten über den Strom führte; am jenseitigen Ufer ragte ein runder Turm auf, von dem ein Fallgitter niederhing und den Zugang zur Burg verschloß.

Auf dem Söller des Turmes stand ein Wächter, der, sobald die Reiter Einlaß begehrten, ins Horn stieß.

Sie riefen ihm den Gruß: „Gott und die heilige Jungfrau!“ zu; da zog er das Gitter empor und ließ sie in das Innere der Burg reiten.

Sie mußten vor einem zweiten Tore, das in das Mittelschloß führte, warten, bis es von einem anderen Wächter, dem sie den gleichen Gruß zugerufen, geöffnet wurde.

Im Hofe, den sie erreichten, erschienen, durch Hornruf und Hufschlag herbeigelockt, einige Reisige, die, Zügel und Steigbügel haltend, ihnen beim Absteigen halfen.

Die Marienburg bestand aus dem Mittelschlosse, das den Palast des Hochmeisters, den großen Konventsremter und die Herberge der Fremden umschloß, und dem Hochschlosse, das auch das rechte Haus hieß und durch Graben, Brücke und Tor vom ersten getrennt war.

Der Großkomtur sagte zum Knaben Kunrat:

„Folge mir ohne Scheu. Es ist unsere Pflicht, ehe wir die Herberge aufsuchen, den Hochmeister zu grüßen!“

Sie betraten an der Nordseite des Mittelschlosses das Meisterhaus, schritten in eine von einem Kreuzgewölbe überdeckte Halle und gelangten, die Steintreppe emporsteigend, in den Hauptflur.

Er war hochgewölbt und ruhte auf achteckigen Granitpfeilern; die Fenster, durch welche das Tageslicht hereinflutete, waren mit Glasmalereien geschmückt.

Aus dem Hausflure zog sich ein zwanzig Meter langer Gang, der durch fünf buntbemalte Fenster erhellt wurde, hin.

In einer Fensternische lag der kunstvoll gemeißelte Meisterborn, der, von Granitblöcken umsäumt, vier Geschosse tief war; neben dem Born lag ein urnenförmiges Steinfaß, aus dem frisches Quellwasser sprudelte.

Am Ende des Kreuzganges öffnete sich die Türe zum großen Remter des Meisters.

Es war ein prächtiger, vierzehn Meter langer und neun Meter hoher Saal, dessen in Spitzbogen aufsteigende Wölbung auf einem einzigen achteckigen Granitpfeiler ruhte. Eine Doppelreihe von zehn Fenstern ließ das Sonnenlicht einfallen; unter der östlichen Wand lag die Schenkbank, wo Speisen und Getränke kredenzt wurden, neben ihr war ein großer Kamin.

Längs den Wänden standen Steinsitze, die mit den Bildnissen der Hochmeister geziert waren.

Aus dem großen Remter schritten der Großkomtur und seine Begleiter in den Pfeilersaal, an dessen Pforte mehrere Brüder ihm und dem Priester Tassilo den Willkommgruß boten. Einer von ihnen meldete dem Hochmeister ihr Kommen und geleitete sie zu dem mit rotem Tuche überzogenen Throne, auf dem der Hochmeister Winrich Kniprode Platz genommen hatte.

Er war von hoher, Ehrfurcht gebietender Gestalt. Sein Antlitz, das ein fahlblonder, bis zur Brust niederhängender Bart umrahmte, trug edle Züge; die breite Stirn verriet den klugen, sinnreichen Mann; die großen blauen Augen blickten voll Milde.

Er trug einen mit Pelz verbrämten, langschößigen Rock aus schwarzem Tuche und auf dem Haupte eine schirmlose Mütze aus dunklem Samt. Über dem Leibrocke hing die Schaube, ein mantelförmiges, weitfaltiges Gewand, das bis zu den Füßen reichte; die Füße steckten in Schuhen von Marderfellen.

Am Fuße des Thrones saßen auf niedrigen Stühlen zwei Ordensbrüder, die niemals von der Seite des Hochmeisters wichen: seine Kumpane Burghart von Wobecken und Wernher zu Tettlingen.

Der Großkomtur trat vor den Thron, beugte sein Knie und küßte die Hand des Hochmeisters. Der Priester Tassilo huldigte ihm nur durch tiefes Neigen des Hauptes, während der Knabe Kunrat Letzkau, von der Pracht des Saales und von dem Banne der hoheitsvollen Erscheinung des Hochmeisters befangen, zitternd hinter beiden stand.

„Willkommen in Gottes Hut!“ rief Winrich Kniprode mit volltönender Stimme. „Durch einen Boten des Komturs in Danzig erfuhr ich bereits von Eurem Kampfe mit den Seeräubern, den Ihr an Bord der Kogge der Hansabrüder bestanden habt. Die Vitalienbrüder sind ein verwegenes Gesindel, das Gott nicht fürchtet und keines Menschen Leben schont. Erzählt mir, wie Euch der Sieg über sie gelungen ist!“

Kunrat von Wallenrod schilderte Seefahrt und Kampf und verschwieg auch nicht das Schicksal der unglücklichen Mutter. Nachdem er geendet hatte, ergriff er die Hand des Knaben Kunrat Letzkau, hieß ihn niederknien und sagte mit bewegten Worten:

„Der Junge ist eine Waise geworden. Er rettete mir das Leben!“

Der Hochmeister sprach, während ein milder Ausdruck wie Sonnenschein sein ernstes Gesicht verklärte:

„Der Knabe soll in der Marienburg eine zweite Heimat finden! Hier wird er zu einem rechten Manne erzogen werden.“

Die Hand segnend über Kunrat Letzkau erhebend, fügte er, ihm scharf in die Augen blickend, hinzu:

„Gottes Schutz sei mit Dir! Vertraue auf den Herrn; denn er verläßt keinen.“

Der Knabe küßte die Hand des Hochmeisters, stand auf und ging auf einen Wink des Großkomturs zur Tür des Remters, wo er stehen blieb und wartete.

„Die Wege Gottes sind wunderbar!“ sagte Winrich Kniprode zu den Brüdern.

„Vor hundert Jahren war Preußen noch eine Wüste, und seine Bewohner, die heidnischen Pruzzen, lebten wie Wilde bis zur Stunde, in der die Brüder vom Deutschen Orden hier das Kreuz Christi aufpflanzten. Auf ihren Ruf zogen Ansiedler aus dem Westen Deutschlands hierher und wandelten die öde Landschaft in einen Fruchtgarten um.“

„Heute prangt Preußen in voller Blüte, ist eine gefüllte Kornkammer, deren goldene Früchte die Hansabrüder über die Grenzen des Landes hinaus, nach England, Rußland und in die nordischen Reiche tragen.“

„Unser Orden dankt dem Hansabunde viel; vor allem die Herrschaft über die Ostsee, die er von den Seeräubern, den Vitalienbrüdern, befreite.“

„Die Hansabrüder leisteten uns bei den Kriegszügen gegen die Litauer und Polen eine wehrtüchtige Hilfe. Wir müssen treu zu ihnen halten!“

Winrich Kniprode redete noch lange mit den Brüdern, bis die Nacht hereindämmerte; dann erhob er sich und ging mit dem Gruße: „Der Herr segne Eure Nacht!“ durch eine Vorhalle in die Hauskapelle.

Er kniete vor dem Altar, über dem ein aus goldig leuchtendem Bernstein kunstvoll geschnitztes Kreuzbild hing, nieder und betete lange; darauf schritt er in sein Schlafgelaß.

Der Großkomtur ging mit dem Priester Tassilo und dem Knaben Kunrat Letzkau aus dem Meisterhause in den weiten Schloßhof.

„Ich werde Dich jetzt in unsere Herberge führen!“ sagte er zu dem letzteren.

Sie überschritten den Hof und betraten einen Bau, der sich vom Burgtor bis zur Ostseite des Mittelschlosses hinzog. Hier wohnte der Großkomtur.

Über dem Burgtore lag die Firmarie, eine Reihe hochgewölbter Gelässe, in denen die kranken Ordensbrüder gepflegt wurden. Die Ostseite des Hochmeisterschlosses nahmen die Kammern der Gäste ein; von hier führte eine Halle in die Sankt Bartholomäus-kirche, die am Zwinger aufragte.

Vor der Kirchenpforte nahm der Großkomtur vom Priester Tassilo Abschied und sagte zu dem Knaben:

„Ehe wir unser Heim aufsuchen, wollen wir dem Herrn für alles danken, was er uns während der Seefahrt und der Reise Gutes getan hat; ich für meine Rettung, denn er schützte mein Leben vor dem Schwerte des Seeräubers; Dich aber ließ er hier eine Heimat finden!“

Beide gingen in das Gotteshaus und beteten.

Der Großkomtur führte dann seinen Schützling in eine Zelle im Erdgeschosse seines Hauses. Ihr ganzer Hausrat bestand aus einem Strohlager mit Kissen und Felldecke und einer Truhe, die zur Aufbewahrung der Kleider und zugleich als Sitz beim Aus-ruhen diente.

Kunrat Letzkau konnte lange nicht einschlafen. Er zerwühlte sein Strohlager und stand endlich auf, öffnete das Fenster und blickte ins Freie.

Der Mond goß sein silbernschimmerndes Licht über den Burg-hof, in dem das Meisterhaus, der Kapitelremter und jenseits des Zwingers das Hochschloß in märchenhafter Pracht aufragten.

Der Knabe glaubte, in einer anderen Welt zu sein.

Seine Heimat in Nordholland war nur ein ebenes Gelände mit grünen Steppen, in denen die Gehöfte und Hütten zwischen Obstbaumpflanzungen versteckt lagen. Die Nordsee brandete dort tosend und brausend ans Gestade.

Schwere Gedanken zogen durch sein Inneres, und bange fragte er sich: „Was wird mir die Zukunft bringen?“

Er verzagte aber nicht.

Ehe er ins Bett stieg, sank er noch auf seine Kniee und betete aus Herzensgrund:

„Vater im Himmel, ich danke Dir, daß ich, ein armes ver-lassenes Waisenkind, Wohltäter gefunden habe! Ich will ihnen

dankbar sein. Gib, Herr, daß ich einst durch eine große Tat das zeigen kann!"

Als er sich am anderen Morgen angekleidet hatte, erschien ein Diener, der ihn zum Großkomtur führte.

Dieser sagte, als der Knabe vor ihm stand:

„Begleite mich auf dem Rundgange durch die Marienburg. Wir wollen vor allem die Vorburg aufsuchen. Du sollst dort den Großschäffer kennen lernen; denn er wird in Zukunft Dein Lehrer im Waffendienste sein."

Kunrat von Wallenrod ging mit seinem Schützling durch das Burgtor in die Vorburg, die jenseits des Wallgrabens lag und durch den Mühlengraben, der Stadt und Schloß mit frischem Trinkwasser versorgte, in zwei Teile geschieden war. Zunächst kamen sie in den Karawanenhof, das Waffenhaus des Ordens. Er umschloß das Gießhaus oder Karwan, in dem die Donnerbüchsen verfertigt wurden, das Schnitzhaus, wo Armbrust, Bogen und Pfeile geschnitzt, den Steinhof, in dem die Wurfgeschosse zum Belagern der Heidenburgen fertiggestellt wurden, und das Geschirrhaus, wo Wagen und allerlei Fahrzeug ihrer Bestimmung harrten.

Neben dem Karawanenhof stand der „Tempel", das Vorratshaus für Fleisch, getrocknete Fische und andere Küchenvorräte. Es hatte eine geräumige Halle, in der die Reisigen und Diener des Ordens gespeist wurden. Hier lagerten auch die Söldner aus fremden Ländern und die Kreuzfahrer, die der Orden als seine Gäste verpflegte.

Zu diesem Teile der Vorburg gehörten noch die Speicher, das Backhaus und die Bierstube, wo gebraut wurde, die Traperie mit der Gewandkammer, die Apotheke, die Badehäuser und das Spital für das Gesinde.

Am Rande des Nogatstromes ragte vielstöckig das Kornhaus auf; in seinem Erdgeschoß lagen die Stallungen für die Rosse des Hochmeisters, der Ritterbrüder und der Postschweiken.

Winrich Kniprode besaß zur Zeit, wo es im ganzen deutschen Lande keine Post gab, eine gut eingerichtete Reitpost, die durch Botenjungen, welche Schweiken oder Witinge hießen, besorgt wurde. Sie waren Tag und Nacht bereit, in den Sattel zu steigen und die Briefe des Hochmeisters in die vielen Ordensburgen und an die Höfe der fremden Fürsten zu tragen.

Im anderen Teile der Vorburg befanden sich Scheunen und Kammern für Ackergeräte, Scharwerkzeug und der Viehhof für Ochsen, Kühe, Schweine und Schafe. Er ragte vier Stockwerke hoch auf; im Erdgeschoß standen sechshundert Pferde für die Reisigen.

In der Mitte der Vorburg lag ein großer, von Steinblöcken umsäumter Teich.

Der Großkomtur führte den Knaben in die Gelasse des Großschäffers Lüdeke Palsat, der trotz seines Alters noch kräftig in den Schuhen stand und seinen Gast durch tiefes Neigen begrüßte.

Als jener ihm den Knaben zu Hut und Lehre empfahl, sagte er:

„Ich tue das mit Freuden. Der Junge soll in gutdeutscher Zucht gehalten werden!"

Zu Kunrat Letzkau gewendet, fuhr er fort: „Es ist eine Ehre für Dich, unter dem Schutze unseres großen, mächtigen Hochmeisters zu stehen. Ich will Dich im Schwertführen und Armbrustschießen unterrichten. Du sollst ein wehrgewandter Geselle werden. Merke Dir aber eins. In der Schule bei den frommen Priestern magst Du still sitzen und fleißig lernen; in meiner Schule aber heißt es: Sich tummeln und üben! Ein altes Sprichwort sagt: „Übung tut mehr als Meisterlehr'!"

Der Großschäffer war der Herr der Vorburg, der den Getreidehandel des Ordens mit den Städten des Weichsellandes beaufsichtigte und alle Einkäufe für die Brüder besorgte. Als wehrtüchtiger Mann hatte er Freude am Waffendienste.

Aus der Vorburg wanderten der Großkomtur und der Knabe, an der Außenseite des Mittelschlosses entlang gehend, in das Hochschloß, in dem der Priester Tassilo herbergte.

Ihr Weg führte sie über den äußeren Wall, an dem die Sankt Marienkirche stand; dort ragte in einer Nische, die sich wie ein Zelt wölbte, ein Muttergottesbild auf.

Es war acht Meter hoch und weithin in der Landschaft sichtbar. Ein Kunstwerk von geschnittenen, buntfarbigen und goldenen Glassteinen, das ein Ordensbruder in Venedig gefügt hatte. Das Unterkleid der Himmelskönigin leuchtete goldig, darüber hing ein rubinroter Mantel. Sie trug auf dem Haupte eine Krone und hielt in der ausgestreckten Rechten ein Zepter, dessen Spitze eine von Eichenlaub umragte Eichel bildete. Auf ihrem linken Arme trug sie das Jesuskind, das seine Hand segnend über Burg, Stadt und Land ausstreckte.

Als der Großkomtur das herrliche Bild, sonnig leuchtend und wundersam ergreifend, erblickte, stand er still, zog den Eisenhut vom Haupte, beugte sich tief und ehrte die Schutzfrau des Ordens mit dem Gruße:

„Ave Maria, Du allzeit Gnadenvolle!“

Der Knabe Kunrat betete mit ihm und verwandte, beständig rückwärts schauend, kein Auge von dem Muttergottesbilde, bis sie zum Tore des Hochschlosses gelangten.

Der Großkomtur pochte an die Pforte und begehrte, nachdem ein dienender Bruder sie geöffnet, Einlaß.

In der offenen Halle des Erdgeschosses, dessen Bogen auf riesigen, runden Granitsäulen ruhten, kam ihm der Komtur des Hauses, Bodo von Moosheim, entgegen, begrüßte ihn mit Handschlag und geleitete ihn in den Remter.

Der Knabe Kunrat Letzkau mußte in der offenen Halle bleiben und warten. Er ging im Burghofe auf und nieder und ergötzte sich an allem, was er dort sah. Am meisten aber wunderte er sich über den kunstvoll gemeißelten Steinbrunnen, der zwanzig Meter tief war.

Im Remter gesellte sich der Priester Tassilo zum Großkomtur und plauderte lange mit ihm. Sie kehrten dann, den Knaben rufend und ihn zum Mitgehen auffordernd, auf einem anderen Wege über die Brücke, die vom Hochschlosse zum Meisterhause führte, zurück.

Seitdem wohnte der Knabe Kunrat im Hause des Großkomturs in der Marienburg.

Er trug ein enganschließendes Tuchwams, Lederstrümpfe, Beinlinge genannt, Schuhe, die vom Knöchel an mit kreuzweis gelegten Riemen festgebunden waren und eine schirmlose, dunkle Tuchmütze. Zur Winterzeit hüllte er sich in einen kurzen Mantel aus grobwolligem Stoffe.

Sein Leben spann sich Tag um Tag in immer gleicher Weise ab.

Am dämmernden Morgen verließ er das Strohlager und ging mit dem Gesinde des Großkomturs in die Sankt Bartholomäuskirche zum Gebete und von da ins Hochschloß, in die Schule des Priesters Tassilo, der ihn im Lesen, Schreiben und in der Geschichte unterrichtete. Um die Mittagszeit suchte er den Großschäffer in der Vorburg auf, der ihn und andere Jungen im Fechten übte

und sie lehrte, Schwert und Lanze gewandt zu gebrauchen. Es war ein ergötzliches Waffenspiel, das sie trieben.

Ein anderes Mal führte er sie in die Reitbahn, wo sie Rosse bestiegen und in allen Gangarten tummelten: bald pfeilschnell dahinfliegend und mit der Lanze nach der Scheibe stechend, bald wieder das Tier zu ruhiger, zierlicher Gangart zügelnd.

So verlebte Kunrat Letzkau mehrere Jahre in der Marienburg.

Aus dem schüchternen Knaben war ein Jüngling geworden, zu dem eines Tages der Bruder Tassilo sagte:

„Deine Lehrzeit bei mir ist zu Ende. Du hast genug Kenntnisse von allen Dingen, die ein kluger Mann wissen muß, und bist begabt, noch mehr zu wissen. Ich werde den Hochmeister bitten, daß er Dich in seine Rechtsschule aufnimmt!“

Wie jubelte Kunrat Letzkau, als er wieder vor Winrich Kniprode, den ein deutscher Kaiser den ruhmreichsten Mann seiner Zeit nannte, erscheinen durfte.

Das Auge des Hochmeisters ruhte lange und prüfend auf seinem Gesichte; dann sprach er:

„Dein zweiter Vater, der Großkomtur Kunrat von Wallenrod, wie auch Dein Lehrmeister, der ehrwürdige Bruder Tassilo, halten Dich begabt genug, ein Rechtsgelehrter zu werden. Ich nehme Dich in meine Rechtsschule auf.“

Seitdem Kunrat Letzkau diese berühmte Schule besuchte, wurde er den Geheimschreibern des Hochmeisters zugesellt, die im Erdgeschosse des Meisterhauses saßen. Er blieb aber trotzdem im Gefolge des Großkomturs, der ihn wie einen Sohn liebte und begehrte, daß er ihn auf allen Ritten und Reisen begleitete.

Eines Tages erschien eine Reiterschar in der Marienburg, die den Litauerfürsten Kynstudt gefangen ins Meisterhaus führte.

Dieser, ein Sohn des Großherrn Gedimin, hatte im Götterhain zu Romowe in Litauen vor dem Altare des Perkunos einen Schwur getan: „Ich gelobe Dir die Vertilgung aller Christen im Weichsellande!“

Seitdem war er eine Geißel für das Ordensland geworden. Er fiel an der Spitze von Tausenden seiner Stammesgenossen dort ein, verwandelte das blühende Land in eine Wüstenei, erschlug alle Männer, verbrannte Weiler und Gehöfte und schleppte Frauen und Mädchen in seine Heimat, wo sie wie Lasttiere vor die Pflüge gespannt wurden.

Endlich hatten die Brüder aus der Ordensfeste Rastenburg, die auf ihn Jagd machten, den Wüterich in der Galindischen Wildnis überrascht und gefangen.

Als Winrich Kniprode die Kunde von der Ankunft des Fürsten Kynstudt vernahm, rief er:

„Ewiger Preis sei Gott! Die Botschaft, der ärgste Feind des Kreuzes sei machtlos geworden, klingt mir wie ein Ostergruß!"

Er bestieg im Meisterremter den Thron und befahl, den gefangenen Litauer hereinzuführen.

Der Großkomtur Kunrat von Wallenrod geleitete Kynstudt in den Saal.

Dieser trug einen Rock aus weißem Linnen, den ein breiter Ledergurt umschloß; die Beine steckten in Lederstrümpfen; unter dem Fuße war eine Sohle aus Weidengeflecht festgebunden; auf dem Haupte trug er eine schwarze Fellmütze. Seine Gestalt war schlank und kräftig wie eine Tanne. Die großen, grauen Augen blickten finster und verrieten ein wildes Gemüt.

„Ich heiße Dich nicht als Freund willkommen!" sprach Winrich Kniprode in hoheitsvollem Tone. „Ich weiß, daß Du alle Christen tödlich hassest und verderben willst; trotzdem bereite ich Dir ein Gefängnis, wie es einem Fürsten gebührt. Du sollst in meinem Hause wohnen. Zwei Ritterbrüder werden den Tag über vor Deinem Gelasse Wache halten; während der Nacht aber wird mein Diener Alph, der aus Litauen stammt und Deine Sprache redet, Dir aufwarten."

Ein Dolmetsch wiederholte dem Fürsten Kynstudt jedes Wort, das der Hochmeister gesprochen hatte, in litauischer Sprache. Er neigte stumm das Haupt zum Zeichen, daß er alles verstanden habe.

Zwei Ritterbrüder führten ihn dann in das zweite Stockwerk des Meisterhauses, wo das Gelaß lag, das sein Kerker sein sollte.

Kynstudt saß viele Monate lang in der Marienburg gefangen.

Er, ein echter Sohn der Wildnis, der an Krieg und Jagd, an Waffenklirren und Hörnerklang sich seit den Jugendtagen ergötzt hatte, mußte jetzt, einsam wie ein Mönch, stillsitzen. Die Ordensbrüder, die ihn bewachten, waren der litauischen Sprache nicht mächtig; er hätte es auch für eine Schmach gehalten, mit einem Christen zu reden. Den Diener Alph aber würdigte er keines Blickes, seitdem er erfahren, daß jener, der früher Tawikin

hieß, ein Christ geworden sei. Er saß tagelang stumm und traumverloren im Gelasse oder in der Fensternische, von der aus er Fluß und Land überblicken konnte.

Der Hausrat, der ihn umgab, war prächtig und eines Fürsten würdig. Bunte Tapeten schmückten die Wände, kunstvoll geschnitzte Truhen und Stühle standen hier und dort, sein Lager war mit den kostbarsten Fellen bedeckt.

Kynstudt konnte eines Nachts vor Wut und Ärger nicht schlafen und rannte ruhelos im Gelasse hin und her. Um die Mitternachtsstunde fiel ihm der Diener Alph zu Füßen.

„Verzeih' mir, Herr! Ich beschwöre Dich beim Dreigott, dessen treuester Anbeter Du bist. Ich will mein Leben lang Dein Sklave sein, wenn Du mir den Abfall vom Glauben an Perkunos, Potrimpos und Pikollos verzeihst!"

„Du sollst nicht mein Sklave sein, sondern mein Freund und Herdgenosse!" rief Kynstudt. „Hilf mir, daß meine Flucht aus der Marienburg gelingt!"

Er hatte eines Tages, während er im Gelasse auf und niederlief, im Zorn einen Faustschlag gegen die Wand geführt und die Tapete zerrissen. Hinter dem Risse zeigte sich ein Schacht, der bis in den inneren Wallgang, Parcham genannt, hinabreichte.

Jetzt, wo er mit Alph den Gedanken an die Flucht beriet, erinnerte er sich an den versteckten Ausgang.

Am nächsten Abende, als die Ritterbrüder ihn verließen, brachte der Diener eiserne Werkzeuge, mit denen er ein Loch in die Mauer höhlte. Die losgelösten Steine und den Schutt sammelte er in den Falten des Mantels und trug sie am Morgen, während die Brüder im Chor beteten, durch einen wenig beachteten Ausgang ins Freie. Am Tage verdeckte Kynstudt die Lücke mit Gewändern, so daß keiner die heimliche Arbeit des Litauers ahnte.

Es war Herbst geworden, als der Diener Alph den letzten Stein aus der durchbrochenen Mauer löste. Er sagte zu Kynstudt:

„Wenn Ihr, hoher Herr, in der nächsten Mitternachtsstunde aus dem Burggraben den dreimaligen Schrei eines Raben hört, dann steigt durch den Schacht in den Parcham hinab. Ich werde Euch dort erwarten und Rosse und Wehr bereithalten."

Er legte Kynstudt ein langes Seil zu Füßen, das er unter den Kleidern verborgen heimlich mitgebracht hatte.

Am Abende des nächsten Tages schlich er sich in den Parcham, erbrach die Tür, die zur äußeren Ringmauer führte, und ging dann durch das Tor des Mittelschlosses in den Stall des Hochmeisters; dort standen immer gesattelte Rosse.

Als die Nacht Schloß und Hof in ihre dunklen Schleier hüllte, führte er zwei in den Wallgraben und trug auch einen Sack mit sich, in dem zwei weiße Mäntel mit dem schwarzen Kreuze, Waffen und Mundvorrat für mehrere Tage steckten.

Die Glocken der Kirchtürme verkündeten die Mitternachtsstunde; tiefe Stille war über das Mittelschloß und die Landschaft gebreitet. Sie wurde nur durch das Rauschen der Wogen des Nogatflusses unterbrochen, ab und zu tönte der Ruf der Turmwächter.

Jetzt gellte der heisere Schrei eines Raben durch die Lüfte.

Kynstudt knüpfte ein Ende des Seiles um den Steinpfeiler, der das Fenster stützte, und spähte in die Tiefe. Er kroch, sobald das Krächzen eines Raben wieder an sein Ohr gedrungen war, in den Schacht und glitt an dem Seile, dessen anderes Ende in die Tiefe niederhing, abwärts, indem er die Füße gegen die Mauer stemmte.

Vom Wallgraben, wo ihn der Diener Alph erwartete, gingen beide durch die erbrochene Pforte in den Außenwall, wo die Rosse standen.

Kynstudt und der Litauer hüllten sich in die weißen Mäntel der Ordensbrüder, bedeckten das Haupt mit Eisenhüten, bestiegen die Rosse und lenkten sie zum Burgtor. —

In der Stunde, wo der gefangene Litauerfürst flüchtete, saß Kunrat Letzkau im Erdgeschosse des Meisterhauses und ordnete die Briefschaften, die ihm noch am Spätabende der Hochmeister diktiert hatte. Sie sollten am Frühmorgen durch einen Postschweiken nach Elbing gebracht werden.

Der Hufschlag, der aus dem Wallgange herauftönte, störte ihn plötzlich bei seiner Arbeit. Er stand auf, öffnete das Fenster und sah die zwei Reiter, die geräuschlos sich dem Burgtore näherten.

„Was suchen die Reiter zu dieser Stunde im Wallgraben?“ sagte Kunrat Letzkau zu sich. „Nach der Ordenssatzung darf kein Bruder zur nächtlichen Zeit das Haus verlassen.“

Von allerlei bösen Ahnungen gequält, verließ er eilig das Gemach, öffnete eine Hinterpforte, die aus dem Erdgeschosse in den Parcham führte und eilte ins Freie.

In dem Augenblicke, als er den Wallgraben betrat, ritten die Flüchtlinge an ihm vorüber. Alph, den sein plötzliches Auftauchen erschreckte, stieß einen litauischen Fluch aus.

Das verriet dem Kunrat Letzkau, wer die nächtlichen Reiter seien.

Er sprang hinzu und erfaßte den Zügel des Rosses, auf dem er Kynstudt vermutete. Der Diener Alph aber schlug ihm den Schwertgriff an den Kopf, daß er betäubt in den Wiesengrund sank und die Besinnung verlor.

Ehe er wieder aus der Ohnmacht erwachte, hatten Kynstudt und Alph das Burgtor im nördlichen Teile des Mittelschlosses erreicht, und der Pförtner, der beim Scheine einer Kienfackel die weißen Mäntel mit dem schwarzen Kreuze und die nach Ordensbrauch aufgezäumten Rosse erblickte, öffnete das Tor und ließ mit dem Rufe: „Glückliche Fahrt in Gottes Namen!“ die Zugbrücke nieder.

Im Brachfelde vor der Vorburg drückte Kynstudt seinem Rosse die Sporen in die Weichen und jagte, von Alph gefolgt, dem Kulmerlande zu und entkam in die Wälder der Landschaft Sudauen. —

Es war ein langes Siechtum, das den Kunrat Letzkau ans Bett fesselte, er lag in der Firmarie des Mittelschlosses. Der Großkomtur erschien täglich bei ihm; auch der Priester Tassilo und viele Brüder suchten ihn durch kurzweilige Gespräche zu trösten.

Das stille Leben aber, das bisher in der Marienburg geherrscht hatte, fand durch die Flucht des Fürsten Kynstudt ein Ende.

Als der Jüngling endlich von der schweren Wunde genesen war und wieder dem Hochmeister als Geheimschreiber diente oder in den Rechtsbüchern las, sah er, daß die gottfrohen Bewohner des Schlosses wie mit einem Zauberschlage streitgerüstete Krieger geworden waren.

Die Kunde: „Die heidnischen Litauer befehden wieder das Kreuz Christi!“ verbreitete sich bald über das ganze Deutsche Reich. Überall im Westen und im Süden erscholl der Ruf: „Auf zur Heidenfahrt! Wir ziehen nach Preußen.“

Wie zwei Jahrhunderte vorher zum Zuge ins Heilige Land, so rüsteten sich jetzt Könige, Fürsten und die tapfersten Ritter von Europa; denn Winrich Kniprode hatte ins Reich, nach Österreich, England und Frankreich Boten gesandt, die dort ein Heer von Kreuzfahrern sammelten. Hunderte der besten Edelherren ritten mit dem Rufe: „Gott will es!“ ins Weichselland.

Es galt damals für die höchste Ehre, die ein ritterlicher Junker sich erringen konnte, wenn er auf dem Schlachtfelde an der Ostsee vom Hochmeister zum Ritter geschlagen wurde.

Der erste Fürst, der dem Rufe: „Auf zum Kampfe für Christi Kreuz!" folgte, war Herzog Albrecht von Österreich. In seinem Gefolge ritten die Herren von Cilli, die Grafen und Fürsten von Steiermark, Kärnten und Mähren; auch der Markgraf von Brandenburg erschien mit mehreren Fähnlein Reisiger.

Die Kreuzfahrer fanden im Hause des Hochmeisters Herberge, während die Reisigen, die Söldner und der Troß in der Vorburg lagerten. —

Am Morgen des Sankt Georgstages versammelte Winrich Kniprode alle Brüder aus dem Ordenslande im Konventsremter auch die fremden Gäste erschienen dort.

Der Saal war vierzig Meter lang und neun Meter hoch. Sein Spitzbogengewölbe ruhte auf drei achteckigen Pfeilern, das Tageslicht flutete durch vierzehn Fenster, die mit Glasmalereien geziert waren, herein.

Winrich Kniprode saß auf einem Throne, der von einem purpurfarbigen Baldachin überdeckt war, in fürstlichem Glanze. Er trug heute einen scharlachroten Leibrock, der an den Säumen mit Hermelin besetzt war, einen goldenen Gürtel und einen Hut aus weißer Seide, über dessen Krempe weiße und schwarze Straußenfedern wallten.

Zu den Füßen des Thrones saßen die Gebietiger des Ordens: Der Großkomtur Kunrat von Wallenrod, der Ordensmarschall Hennig von Schindekopf, der Ordensspittler Walbot von Bassenheim, der Ordenstrapier Walrabe von Schaffenberg und der Ordenstreßler Ulrich von Hagenberg.

Der Hochmeister Winrich Kniprode sprach in feierlichem Tone:

„Tapfere und in Gott geliebte Brüder! Der Litauerfürst Kynstudt ist wieder in unser Land eingefallen. Das Blut der erschlagenen Christen schreit gen Himmel. Es ist Gottes Wille, daß der Feind des Kreuzes für immer unschädlich gemacht wird!"

Seine Worte übten eine flammende Wirkung.

Die Brüder drückten das Kreuz, das die Brustseite ihres Mantels schmückte, inbrünstig an die Lippen und riefen wie mit einer Stimme:

„Vernichtung den Heiden!"

Der Hochmeister erhob sich von seinem Stuhle.

„Es ist der Wille der Versammelten, daß ein Ordensheer gegen die Litauer ziehe. Gott und die heilige Jungfrau mögen unsere Waffen segnen!“

Aus dem Konventsremter zogen die Brüder, die fremden Gäste und die Kreuzfahrer in das Meisterhaus; dort hatte Winrich Kniprode den Ehrentisch für sie aufstellen lassen. Rings um eine große Tafel, die in der Mitte des Remters stand, waren zwölf Stühle aufgestellt worden; den Tisch bedeckten Speisegeräte aus Gold und Silber. Die Mundtücher waren aus Seide und mit Gold gestickt; die Messer, die Gabeln, Beywerfe genannt, die Löffel, Schüsseln, Teller und Schalen aus schwerem Silber. Trinkbecher, Humpen und Pokale aus Edelmetall, silberne Kannen voll Bier wurden von den Dienern kredenzt. Der Wein stammte vom Rhein oder von den Rebenhügeln bei Thorn, Rastenburg, oder aus den Gärten des Meisters; der Thorner wurde von den Gästen am liebsten getrunken.

Herzog Rudolf von Bayern rief, als er einen goldenen Pokal voll Thorner Wein geleert hatte: „Füllt mir den Becher noch einmal! Der Trunk ist echtes Öl und süß, daß einem der Mund davon klebt!“

Während des Mahles ertönten der Gesang der dreißig Chorknaben, die zum Gefolge des Hochmeisters gehörten, Saitenspiel und Lieder der fahrenden Sänger.

In allen Teilen der Marienburg, im Meisterhause, im Hochschlosse und in der Vorburg rüstete sich alles zum Kreuzzuge gegen die Litauer; es herrschte hier der Lärm eines Feldlagers. Auch die Geheimschreiber und das Gefolge des Hochmeisters und des Großkomturs Kunrat von Wallenrod übten sich im Gebrauche von Schwert und Lanze; denn jeder brannte vor Begier, für Christi Kreuz zu kämpfen.

Nur Kunrat Letzkau blieb ruhig und zeigte weder Lust noch Eifer, die Marienburg und sein gelehrtes Amt zu verlassen. Seine Gefährten ärgerten sich darüber und spotteten:

„Uns ist einer, der tüchtig mit dem Schwerte umzugehen weiß, lieber, als ein Schreiberlein oder Gelehrter wie Du!“

„Jeder hat seine Arbeit“, erwiderte Kunrat Letzkau. „Für mich ist die Rechtskunde und das Studium das Feld, das ich bebaue. Ich kann mit klugem Rate, gewandter Rede und mit

der Feder dem Orden ebenso gut dienen wie Ihr mit Schwert und Spieß. Was der Pflug und der Spaten dem Bauern und die Waffen für Euch, sind für mich Pergamentblatt und Schreibfeder!"

Die Gefährten wandten ihm verstimmt und verächtlich den Rücken; der greise Priester Tassilo aber, der Rede und Gegenrede seiner Schüler gehört hatte, sagte zu Kunrat Letzkau:

„Du hast ein wahres Wort gesprochen, mein Sohn! Die Gesinnung adelt das Werkzeug. Jede Arbeit, durch die ein Mann seinen Mitmenschen und dem Vaterlande dient, ehrt ihn; ihr Wert und Kern steckt aber in der Gesinnung, mit der er sie vollbringt. Meine Tage sind gezählt. Ich erwarte in jeder neuen Stunde die Stimme des Herrn, der mich ins Jenseits ruft. Du bist mir immer lieb gewesen, und ich scheide von Dir im Glauben, daß Du als Mann das sein wirst, was Du als Schüler gelobt. Nimm den Sinnspruch des großen Kaisers Otto I. zum Leitstern Deines Lebens: „Honeste vivere aut mori!" In Ehren leben oder — sterben!"

Kunrat Letzkau küßte gerührt die Hand des Priesters und sagte: „Seid bedankt, ehrwürdiger Herr, für den Spruch. Ich werde ihn treu wie Gottes Wort im Gedächtnisse bewahren."

Drittes Kapitel.

Der Hansabruder.

Der Frühling war wieder in das Weichselland hereingekommen. Am östlichen Horizonte zuckten die ersten Sonnenstrahlen, die Boten des dämmernden Morgens, empor. Das nächtliche Gewölk, das wie ein Schleier den Himmel verhüllte, löste sich zum herrlichen Morgenrot auf.

Endlich stieg der flammende Sonnenball empor, und aus dem Flockenmeer der Morgennebel leuchtete die tiefblaue, schattenlose Himmelsglocke hervor. Es war Tag geworden; über dem grünen, blühenden Lande flutete das Gold der Morgensonne.

Sonnenschein lag auch im Innern des Jünglings Kunrat Letzkau, der am Frühmorgen eines Maitages durch die Landschaft Pomesanien ritt.

Wenige Tage vorher hatte der Großkomtur Kunrat von Wallenrod, als er ihm aufwartete, gesagt:

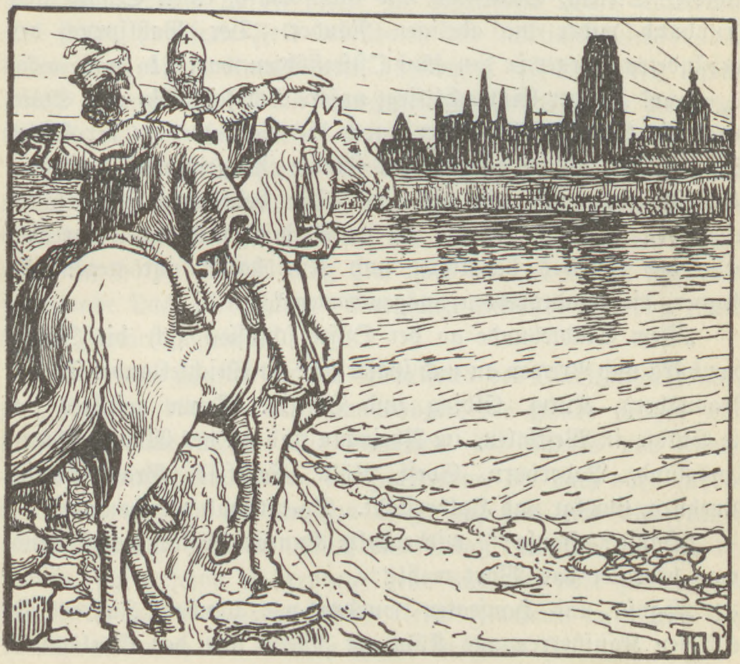
„Am Sankt Florianstage sollst Du zum ersten Male in die Welt hinausziehen. Begleite mich in die Stadt Danzig; dort werden die Bürger ihren Hansatag halten."

Kunrad Letzkau jubelte heimlich auf; denn seit der Stunde, da er als ein verwaistes Kind in die Marienburg gekommen war, hatte er seine neue Heimat nicht mehr verlassen. Nun er erwachsen war, sehnte er sich nach anderen Menschen; das Stillsitzen und einförmige Dasein eines Schreibers machten ihn verdrossen. Er verlangte nach einer Arbeit, die seinen Geist vollauf in Anspruch nahm.

„Wozu habe ich jahrelang fleißig gelernt und immer nur gelernt?" fragte er sich oft im Stillen. „Solange ich in der Marienburg lebe und Geheimschreiber des Hochmeisters bin, gleiche ich einem Brunnen, aus dem keiner schöpft, einer gefüllten Öllampe, die niemand anzündet."

Die Worte des Großkomturs: „Wir werden nach Danzig reiten!" tönten ihm wie ein Ostergruß, der ihn aus der Nacht der Vereinsamung und der tödlichen Langeweile erlöste, ihn aus seinem untätigen Leben in eine bewegte, arbeitsfrohe Welt führte. Er konnte die Stunde des Ausrittes kaum mehr erwarten.

Beim ersten Morgengrauen des Sankt Floriantages verließ er mit dem Großkomtur Kunrat von Wallenrod und einigen Reisigen frohlockend und jubelnd die Marienburg.



Ritt nach Danzig.

Ihr Weg führte über die Schiffbrücke, die das Schloß mit dem jenseitigen Gelände, dem Werder, verband; dann ging es an grünen Matten und blühenden Feldern vorbei, bis sie bei Dirschau den Weichselstrom überschritten. Zwischen Dirschau und der Stadt Danzig zogen sich herrliche Forste hin, tiefschattige Wälder, deren wundersame Pracht das Herz des Jünglings bestrickte. Nachdem seine Freude und die Begeisterung über das zauberhafte Naturbild sich etwas gelegt hatten, stellte er allerlei Fragen an den Großkomtur.

Kunrat von Wallenrod redete gern und erzählte:

„Seit den ältesten Zeiten bedrängten Ritter ohne Hab und Gut, die Schnapphähne, den deutschen Bürger und Bauer. Sie hielten alle Kaufherren, die sie „Pfeffersäcke“ nannten, für vogelfrei; denn damals galt noch der Spruch: „Macht geht vor Recht!“

„Die gemeinsame Not trieb die Bürger in den Städten zu einer gemeinsamen Tat.“

„Es schlossen fünf an der Ostsee gelegene Städte, Lübeck, Rostock, Stettin, Stralsund und Greifswald, einen Schutz- und Trutzbund wider die adeligen Räuber. Der Wahlspruch der verbündeten Bürger in den fünf Ostseestädten war: „In concordia — robur! In der Eintracht liegt unsere Stärke!“ Wo eine Stadt durch die Schnapphähne oder durch die Seeräuber in der Ostsee Schaden litt, sollten die anderen Städte ihr getreulich beistehen; alle für eine, und jede für alle! Die bedrängte Bürgerschaft zeigte den vier anderen an, ob sie Geld oder Mannen zur Abwehr des Feindes benötigte, und jene halfen ihr gegen alle Gegner, die Landesherren ausgenommen.“

„Dem Städtebunde an der Ostsee schlossen sich die Städte Hamburg und Bremen an und später jene im Weichsellande: Thorn, Braunsberg, Kulm, Elbing und Danzig. Dann gesellten sich die Städte in Westfalen, im Rheingau und an der Elbe zu ihnen: Dortmund, Paderborn, Soest, Köln, Coesfeld, Braunschweig, Lüneburg, Goslar und Halberstadt. So entstand der Hansabund.“

„Hansa? Hansa?“ wiederholte Kunrat Letzkau nachsinnend, „was bedeutet das Wort wohl?“

„Hansa und Hanseaten wurden vor hundert Jahren die deutschen Kaufherren aus Köln am Rhein von den Engländern genannt, denen sie ihren köstlichen Wein in London feilboten“, entgegnete der Großkomtur.

„Das Wort Hansa bedeutet aber auch das Strafgeld, das ein Hansabruder, der wider die Satzungen mit einem Nichthanseaten Handel getrieben hatte, zahlte.“

„Der deutsche Hansabund teilte sich in vier Quartiere, und Lübeck wurde zum Hauptorte gewählt. Alle drei Jahre wurde hier eine Tagfahrt gehalten. Im Quartier, das die Städte von Preußen umfaßt, ist die Stadt Danzig der Hauptort. Sie nimmt auf der Tagfahrt zu Lübeck den neunten Platz unter allen Städten ein.“

„Der Hansabund hat heute ein Netz von der Elbe bis zum Weichselstrom und vom Rhein bis an die Donau gesponnen, auch im Auslande ist er ansässig. In London gründete er den Stahlhof, im norwegischen Bergen, auf der Insel Gotland, auf Schoonen, im holländischen Brügge und zu Nowgorod in Rußland siedelte er sich an. Er nennt die Siedelungen Faktoreien."

Unter diesen Gesprächen waren die Reiter in ein buschumgrüntes Gelände gelangt. Aus der Ferne tönten Hilferufe an ihr Ohr, weshalb sie die Rosse zu schnellerem Laufe antrieben. Sie sahen, das freie Feld erreichend, ein stattliches Gehöft, aus dessen Dach dichte Rauchwolken aufstiegen, die sich weit, immer weiter ausbreiteten und in ihre grauschwarzen Schleier die ganze Gegend hüllten; ein scharfer, brenzlicher Geruch erfüllte die Luft.

Das Haus bestand aus einem Untergeschosse, das auf großen, unbehauenen Felssteinen ruhte, und dem aus Holzbalken gefügten Oberstocke. An den Längsseiten des letzteren zog sich ein Söller mit einer hölzernen Brüstung hin, über den das breite, weit vorspringende Dach niederhing. Das ganze Gebäude war von einem hohen Zaune umgeben.

An einem Fenster an der Giebelseite des Oberstockes standen zwei Frauen, die sich weit hinausbogen, die Hände rangen und Hilfeschreie ausstießen. Die Flammen, die bereits das Untergeschoß vernichteten, hatten die Holztreppe, die nach oben führte, verbrannt und so den einzigen Weg, auf dem sich die Frauen retten konnten, zerstört. Auch das Gelaß, in dem sie sich befanden, schien schon zu brennen; denn hier und dort zuckten, wie die Reiter aus der Ferne sahen, kleine Flammen auf, und eine Rauchwolke nach der anderen wallte in Freie.

Es waren eine alte Frau und ein junges Mädchen, die vom Feuertode bedroht wurden.

Die Landleute, die ihr weithin gellendes Geschrei herbeilockte, standen in dichten Haufen auf der Wiese und jammerten; einige schleppten Kübel voll Wasser herbei und wagten es, sich dem lichterloh brennenden Gehöft zu nähern.

Der Funkenregen aber, der vom Dache niedersprühte, der dichte Qualm, der die Luft verfinsterte und jedem, der näher kam, den Atem raubte, jagte sie wieder zurück.

In dem Augenblicke, da der Großkomtur und seine Begleiter vor dem Zaune, der das Haus umschloß, anlangten, sprang

Kunrat Letzkau vom Rosse; denn er fühlte tiefes Mitleid mit den unglücklichen Frauen.

„Was willst Du tun?“ fragte ihn der Großkomtur. „Du setzest Dein Leben unnütz aufs Spiel. Hier ist jede Rettung vergebens!“

Der Jüngling aber stieg rasch über den Zaun, lief zum Hause und spähte nach allen Seiten. An der Wand einer Scheune erblickte er eine Leiter. Er ergriff sie, trug sie zur Außenmauer des Gehöftes und lehnte sie an die Wand, in der das Fenster, an dem die Frauen standen, lag. Trotz des Rauches, der ihm das Atmen schwer machte, trotz der Gluthitze und der Funken, die ringsum sprühten, kletterte er in die Höhe.

Sobald er die Fensterbrüstung erreicht hatte, spannte er die Arme aus und forderte die alte Frau auf, die ihrigen um seinen Nacken zu schlingen und sich an ihm festzuhalten. Er zog sie dann ins Freie und trug sie, die sich krampfhaft an ihn klammerte, abwärts.

Das Landvolk jubelte laut auf, als es die wagemutige Tat sah; einige Männer packten die hin und her schwankende Leiter und halfen dem Jüngling, der langsam herabstieg, indem sie die schwere Last der alten Frau von ihm lösten.

Kunrat Letzkau kletterte ein zweites Mal zum Fenster empor und rettete auch das Mädchen.

Die alte Frau war vor Schreck ohnmächtig geworden und wurde auf die Wiese gebettet, während das Mädchen neben ihr saß und die verbrannten und zerrissenen Kleider ordnete.

Die Greisin, aus ihrer Ohnmacht erwachend, pries laut die Tat ihres jugendlichen Retters und erzählte dem Großkomtur, der vom Roß gestiegen und sich ihr genähert hatte, daß sie aus der Stadt Dirschau stamme, wo ihr Eheherr, der Ratsmann Rolf Dahlen, in Ehren lebte. Zu Beginn des Frühlings sei sie mit ihrer Tochter Mechtildis ins Gehöft vor der Stadt übergesiedelt, das, von Ackerland und Fruchtfeldern umgeben, eine behagliche Behausung bot.

Das junge Mädchen reichte dem Kunrat Letzkau die Hand und sagte, die Augen senkend, in warmem Tone:

„Ich danke Euch die Rettung aus Todesnöten! Ich werde es nie vergessen!“

Ihre Schönheit wirkte wie ein Zauber auf ihn. Mechtildis glich einer taufrischen Maiblume.

Der Jüngling blieb einige Augenblicke in ihren Anblick versunken; dann reichte er ihr die Hand zum Abschiede. Er trug seitdem ihr Bild in seiner Erinnerung.

Die alte Frau sagte zu ihm beim Scheiden die Worte:

„Mein Haus in Dirschau steht Euch zu jeder Stunde offen; Ihr werdet dort unser liebster Gast sein!“

Der Großkomtur gab das Zeichen zur Weiterreise, und am Spätabend schimmerten ihnen, von den letzten Strahlen der verglimmenden Sonne umflossen, die Türme und Ringmauern von Danzig entgegen.

Das Herz des Kunrat Letzkau zitterte vor Freude; denn endlich sollte er die Stadt, von der ihm die Brüder in der Marienburg viel Herrliches erzählt hatten, sehen und betreten.

„In der Vorzeit, über die ein sagenhaftes Dunkel gebreitet ist, verließ das Volk der Goten die Urheimat in Hochasien und wanderte durch den Kaukasus nach Europa aus.“

So begann der Großkomtur Kunrat von Wallenrod beim Anblicke der schönen Stadt.

„Die Goten bauten an der Küste der Ostsee neue Herdsteine. Das Land, das sie seitdem bewohnten, lag zwischen der Weichsel und der Mündung der Düna. Ihr Führer Menon baute fünfhundert Jahre vor Christi Geburt an der Weichselmündung eine Wehrfeste, die Gotiscanzia hieß.“

„Einige Jahrhunderte später kamen die Slawen von Osten her und zogen unter dem Namen Lechen bis zum Strande der Ostsee. Sie verdrängten die Goten. Ein Teil der Lechen siedelte sich in der Tiefebene, Pole genannt, an und nannte sich Polen, während die anderen Lechen das Land am „Baltischen Meere“ eroberten und seitdem „Pommern“, die Meeranwohner, hießen.“

„Der Herzog von Pommerellen, Swantobor, eroberte die Gotenstadt Danzig; sein Sohn Hagel errichtete auf der Höhe eines Berges, den er den Hagelsberg nannte, eine Burg.“

„Die Bewohner von Danzig waren Seefischer, Seumer, die vom Fange der Heringe, Lachse und Aale lebten. Andere wieder trieben in ihren Gastwirtschaften, den Tabernen, Handel.“

„Fürst Subislav bekannte sich mit dem ganzen Volke zu Christi Kreuz, und sein Sohn Sambor stiftete in der Nähe der Stadt das Cisterzienserkloster Oliva. Eines Tages landeten Kaufleute aus Lübeck im Hafen von Danzig und siedelten sich

hier an. Sie waren die ersten Deutschen, die das Weichselland betraten, erst später folgten ihnen die Kreuzritter.“

„Unter ihnen entstand südlich von der Altstadt, wo Slawen wohnten, eine neue Stadt, „die Rechtstadt“, in der nur deutsche Bürger wohnten.“

In später Abendstunde, während schon die Nachtschleier über Stadt, Fluß und Brachfeld sich niedersenkten, ritt der Großkomtur mit seinem Gefährten über die Zugbrücke des Haustores in die Ordensburg.

Unter dem Torbogen bot ihnen der Komtur Johannes von Collin den Willkommgruß und geleitete sie, nachdem beide Reiter von den Rossen gestiegen waren, in den Remter.

Kunrat Letzkau herbergte in einer Zelle des Bruderhauses. Am anderen Morgen ging der Großkomtur mit dem Jünglinge in die Rechtstadt, und ihr erster Weg führte sie in die noch nicht ganz vollendete Sankt Marienkirche. Er sagte, das Heiligtum betretend:

„Nachdem unter dem Schutze der Brüder vom Deutschen Orden die Rechtstadt für die deutschen Bürger erbaut worden war, legte der Hochmeister Ludolf König von Weizau im Jahre 1343 den Grundstein zu dem Gotteshause, das nach dem Vorbilde der herrlichen gotischen Dome in Italien und dem Deutschen Reiche gebaut werden sollte. Unter Winrich Kniprode ist der Bau mächtig gefördert worden.“

Kunrat Letzkau betrat den herrlichen Dom mit den Empfindungen des Staunens und einer tiefen Andacht.

Das Gotteshaus war über hundert Meter lang und ein halbes hundert Meter breit. Sein riesiges kunstvolles Gewölbe ruhte auf sechsundzwanzig schlanken Pfeilern; das Licht fiel durch siebenunddreißig Fenster herein. Rings um die Innenmauern lagen dreißig Kapellen.

Nachdem der Großkomtur und sein Begleiter in der Sankt Marienkirche gebetet hatten, durchschritten sie die Rechtstadt.

Welch herrlicher, Herz und Auge ergötzender Anblick bot sich ihnen dar! Die Häuser waren mit Erkern und Pfeilern geziert. Mächtige Giebel ragten darüber, die mit bunten Malereien, die Szenen aus der heiligen Schrift und der deutschen Sagenwelt darstellten, geschmückt waren. Dazwischen rankten Sinnsprüche.

„Wenn ein Wanderer eine Straße Danzigs betritt und längs den Häusern auf- und niederspäht, so glaubt er, in einem

Bildersaale zu stehen", sagte der Großkomtur. „Zu beiden Seiten reiht sich, soweit die Straße reicht, ein riesiges Gemälde ans andere."

Sie gingen in die Frauengasse.

„Du sollst heute einen Mann kennen lernen, der nicht seines gleichen in Danzig hat", sprach der Großkomtur nach langem Stillschweigen zu Kunrat Letzkau. „Es ist der Ratsmann Reinhold Niedenhof, dem unser Besuch in der Frauengasse gilt. Sein Herz und seine Gedanken sind lauter wie Gold, im ganzen Wesen zeigt er sich schlicht und offenherzig. Dazu besitzt er die Klugheit eines Weisen. Das Volk und die Bürgerschaft ehren ihn wie keinen anderen Patrizier und folgen blind seinem Rate. Trotzdem fürchten wir Brüder vom Deutschen Orden ihn als heimlichen Gegner. Er mißtraut uns und erblickt in jedem Hochmeister einen Feind der Freiheit und Unabhängigkeit der Stadt. Wenn es nach seinem Kopfe ginge, hätten die Danziger schon längst aufgehört, Untertanen des Ordens zu sein."

„Seit vielen Jahren mühe ich mich als Stellvertreter des Hochmeisters ab, seine Gunst und Freundschaft zu gewinnen. Es gelang mir aber nicht. Er weist jede Ehrung zurück. Sein größter Stolz ist, ein treuer Bürger zu sein, der sich vor keinem Herrn beugt. Für Danzig, das er über alles liebt, bringt er jedes Opfer, und er würde den, der ihre Rechte oder Freiheiten rauben wollte, mit eigener Hand töten."

„Versuche Du es, Kunrat, den Starrkopf umzustimmen. Das wäre der größte Dienst, den Du dem Orden, Deinem Wohltäter, zu erweisen vermagst."

Der Jüngling blickte den Großkomtur erstaunt an; denn diese Sprache hatte er noch niemals aus dessen Munde gehört.

„Ich verstehe Euch nicht, ehrwürdiger Herr", erwiderte er in einem Tone, der die Verstimmung seines Innern verriet. „Ihr fordert, daß ich mich dem Ratsmanne Reinhold Niedenhof gegenüber verstelle, Empfindungen heuchle, die ich nicht habe. Verzeiht mir das offene Wort. Ich hasse Lüge und Heuchelei."

„Du sprichst wie ein Tor!" brauste der Großkomtur auf. „Niemand, am wenigsten ich, Dein zweiter Vater, verlangt von Dir, daß Du den Heuchler spielst. Tritt dem Ratsmanne harmlos gegenüber und sprich offen mit ihm, wie es Dir ums Herz ist. Mehr begehre ich nicht von Dir. Es genügt, daß Dein Wesen dem Manne gefällt und daß er Dir vertraut."

Sie waren zum Hause des Ratsmannes gelangt.

Vom Straßendamm führten einige Stufen zu einem mit Steinplatten belegten Vorplatz, den ein zierliches Eisengitter umschloß und mit bequemen Steinsitzen ausgestattet war. Hier, auf dem Beischlage, rastete der Hausherr, wenn er aus der Kaufhalle oder aus der Ratstube heimkehrte, und plauderte mit den Nachbarn oder Freunden, die sich ihm zugesellten.

Hinter dem Beischlage war eine Tür aus geschnitztem Eichenholze, an der ein schwerer, kunstvoll gearbeiteter Klöppel von Metall hing.

Der Großkomtur hob ihn und ließ ihn auf die Platte fallen. Als nach kurzer Zeit die Tür geöffnet wurde, traten sie in den mit Steinfliesen belegten Flur. Die Decke wurde in allen Gelassen von dunkelfarbigen Balken getragen, die quer durch die Mitte der Stuben gezogen waren. Dazwischen befand sich kunstfertig geschnitztes Getäfel. Beides, die dunkle Holzdecke und das Getäfel der Wände, schufen das Haus zu einem traulichen Heim.

Im Flur wurden sie vom Ratsmann Reinhold Niedenhof mit Willkommruf und Handschlag begrüßt.

Er war von kräftiger Gestalt. In seinem von einem langwallenden Barte umrahmten Gesichte lag ein durchgeistigter Ausdruck voll Milde und gelassenem Wesen. Seine großen grauen Augen blickten jeden, der ihm gegenüberstand, scharf an, als wollte er in seiner Seele lesen. Er trug die Schecke, ein faltiges, den Oberkörper eng umschließendes Wams, das am Rande gezaddelt war, Beinstrümpfe aus schwarzem, feinem Stoffe, einen breiten Ledergurt und am Finger einen goldenen Siegelring.

Der Ratsmann geleitete seine Gäste über eine Holztreppe, deren Brustwehr und Geländer kunstvolle Schnitzereien trugen, in den Oberstock.

Die Wände der Gelasse hatten am unteren Ende eine Verkleidung von Holzgetäfel. Den oberen Teil zierten hier und dort buntgemalte Bänder, die Trostworte und sinnige oder schelmische Sprüche trugen. Einige lauteten:

„Mit Hoffen und Wagen mußt' das Glück Du erjagen“ — „Wer guten Weibes Minne hat, scheut jede Missetat“ — „Adelig ist, wer edel tut“ — „Wie die Acker, so die Ruben; wie der Vater so die Buben“ — Reu' ist des Herzens Arzenei“.

In der Mitte standen ein großer Tisch aus geschnitztem Eichenholze und hochlehnige Ledersitze und in einem Winkel ein riesiger Ofen aus bunten, glasierten Kacheln, um den sich eine breite Bank hinzog; an den Wänden standen große, mit Beschlägen aus funkelndem Metalle geschmückte Truhen, in denen der Hausrat, Kleider und Linnenzeug, aufbewahrt wurde. Über dem Tische hing an der Holzdecke ein vielarmiger, eine Frauengestalt in buntfarbiger Tracht darstellender Leuchter, während in einer Ecke sich die Schenkbank befand. Sie trug goldene Humpen und Becher, Trinkgefäße von Venedigerglas und Trinkhörner aus Kristall.

Der Ratsmann redete viel vom Hansabunde und sagte zu Kunrat Letzkau:

„Die Vitalienbrüder, auf die unsere Hanseaten wie auf ein Rudel Wölfe Jagd machen, sind Schuld am Tode Eurer Mutter. Habt Ihr kein Verlangen, in den Bund aufgenommen zu werden? Da bietet sich Euch die beste Gelegenheit, sie zu züchtigen."

Er gab seinem Diener einen Wink, und jener kredenzte in silbernen Bechern würzig duftenden Rheinwein.

Der Großkomtur erzählte das weitere Schicksal seines Schützlings, und Reinhold Niedenhof sagte zu Kunrat Letzkau, ihm freundlich ins Auge blickend:

„Ihr seid trotz Eurer Jugend schon hart geprüft worden. Wie das Gold im Feuer, so wird der Wert eines guten Menschen durch Leid erprobt!" Dann wiederholte er die Frage, ob sein junger Gast nicht das Verlangen habe, ein Hansabruder zu werden.

Kunrat Letzkau erwiderte, daß die Dankbarkeit ihn dränge, im Dienste des Hochmeisters und der Brüder vom Deutschen Orden zu bleiben, solange sie seiner bedürfen. Freiwillig werde er seinen Wohltäter niemals verlassen."

„Die Rede ehrt Euch!" rief der Ratsmann und reichte ihm die Rechte zu warmem Drucke.

„Trotzdem sage ich, es tut mir leid um Euch. Dienst ist Dienst, und der beste macht den, der ihn tut, zum unfreien Mann!"

Der Großkomtur machte eine Bewegung des Unwillens; seine plötzlich verdüsterte Miene verriet die arge Verstimmung des Innern.

Reinhold Niedenhof fuhr fort: „Ich weiß, daß meine Worte Euch wenig gefallen werden. Sie klingen nach Eurer Meinung

für das Ohr eines Jünglings, den Ihr durch strenge Zucht zu einem blind ergebenen Diener Eures Ordens erzogen habt, wie Lockrufe zum Ungehorsam. Ich bin aber von Kindesbeinen an die Wahrheit so gewöhnt wie eine gute Turmuhr an den Stundenschlag."

Der Großkomtur erhob sich vom Sitze, reichte ihm die Hand zum Abschiede und entgegnete:

„Wir wollen trotz Eurer scharfen, ungezügelten Zunge Frieden halten und in Frieden von einander scheiden. Es genügt mir, daß Euch mein Schützling gefällt. Seid überzeugt, es ist sein fester Wille, wie Ihr es selbst aus seinem Munde gehört habt, den Brüdern vom Deutschen Orden sein Lebenlang zu dienen."

„Eines Menschen Wille ist wie ein Pfeil", unterbrach ihn der Ratsmann. „Der Mensch schießt ihn ab, Gott aber lenkt ihn zum Ziele. Mag der Jüngling in der Marienburg bleiben oder sein Glück in der Welt suchen; der Kern seines Wertes steckt einzig nur darin, daß er ein ganzer Mann ist und bleibt!"

Er wandte sich dann zu Kunrat Letzkau und sagte mit einem warmen Tone in der Stimme:

„Ich bin seit einem halben Jahrhundert ein Hansabruder und finde dabei mein volles Glück."

Während er noch redete, tönte von der Straße her ein hundertstimmiger Sang, der lautete:

„Niemals Herr und niemals Knecht,
Das ist der Hansabrüder Recht!"

„Der Wahlspruch unseres Bundes!" rief Reinhold Niedenhof mit blitzenden Augen und vor Erregung geröteten Wangen, und er wiederholte, während er seine Gäste zum Beischlag geleitete, sinnend:

„Niemals Herr und niemals Knecht!"

Viertes Kapitel.

Im Artushofe.

Die Stadt Danzig bot in jenen Tagen das Bild eines riesigen Jahrmarktes, dessen Lärm und Treiben am Frühmorgen begann und erst beim Verglimmen der Sonne verstummte. Die Handwerker und Krämer boten ihre Waren auf den Straßen und in den Gassen feil.

Jede Zunft saß in einer anderen Gasse und durfte nirgend anders eine „Bank" aufstellen. Am Langen Markt standen die Schrannen der Fleischer und der Höker, die Obst, Gemüse und süße Bäckereien verkauften. In der Brotbänkengasse saßen die Brotbäcker und auf dem Fischmarkt die Zunft der Fischer. Sie galt neben jener der Fleischer, der ältesten in Danzig, für die vornehmste; denn sie zinste am meisten in den Ratssäckel.

In den Frühstunden glich die Stadt einem Ameisenhaufen, den der Stab eines Wanderers zerwühlt hat.

Zwischen den Bänken, Schrannen und Buden drängten sich das Volk, die Bürger und die Ritterbürtigen.

Die Männer aus dem Volke trugen lange, faltige Röcke oder kurze Wämser, die am Halse tief ausgeschnitten, das Hemd sichtbar ließen. An Festtagen zogen sie die Schecke, den mantelförmigen Rock, an. Die Füße bedeckten Beinstrümpfe und Laschenschuhe. Auf dem Kopfe saß ein Filzhut mit herabgezogener Krempe oder eine Tuchmütze. Viele aber gingen barfuß und barhaupt und ließen die Haare lang in den Nacken und die Stirn hängen.

Die Handwerker erschienen auch zu der Zeit, in der sie nicht arbeiteten oder Waren feilboten, im Schurz aus Leder oder Linnen.

Das Gewand der Frauen aus dem niederen Stande bestand aus einem eng an den Leib sich anschließenden Kittel von greller Farbe; um den Kopf war ein buntfarbiges Tuch gewunden; die

Haare wurden aus Schläfe und Stirn gestrichen und am Hinterkopfe zu einem Knoten geschlungen.

Der Bürger kleidete sich in feines Tuch. Die Beinlinge wurden mit Riemen versteckt am Ledergurt befestigt. Das Wams war weit, faltig und lang im Ärmel und reichte bis zu den Knieen. Über dem Wams trug er den Tappert, ein bis zu den Schuhen reichendes Übergewand aus schwarzem Tuche, der mit Pelz reich besetzt war. In das gleiche Gewand hüllten sich die Ratsmänner, die Gerichtsleute, die Gelehrten und die Rechtskundigen; sie trugen die Schaube, einen faltigen, langen Rock mit weiten Ärmeln und einem kleinen im Nacken emporstehenden Kragen; die Füße steckten in Ledersen, Schuhen mit langen Spitzen und hellfarbigem Umschlag. Auf dem Haupte saß die Gugel, eine Wangen und Haupt verhüllende Kappe mit einem Stoffring, an dem die Sendel, breite seidene Bänder, befestigt waren. Die meisten Männer waren bartlos. Nur die alten trugen lange, am Kinn gespaltene Bärte.

Die Frauen hüllten sich in eng an den Leib schmiegende Unterkleider, die am Halse ausgeschnitten, faltenlos bis zur Fußspitze reichten. Die Ärmel waren trichterförmig, und über dem Unterkleide lag das Obergewand mit weiten Flügelärmeln, dessen Rückenteil nachschleifte und beim Gehen gehoben werden mußte. Dieses Obergewand, Hoyke genannt, wurde durch eine breite goldene Spange am Halse geschlossen.

Die Gassen von Danzig, in denen Tag um Tag eine Menschenwoge nach der anderen auf- und niederflutete, waren eng und wegen der hochgiebeligen Häuser und den weit vorspringenden Erkern düster; denn das Sonnenlicht konnte nur spärlich hereinfallen.

In den Erkern saßen die Frauen der Bürger, die von diesem „Lug“ aus auf die Straßen guckten und alles sahen, was in der Tiefe unten geschah.

Kunrat Letzkau war fassungslos, verwirrt und vor Staunen stumm, als er zum ersten Male an der Seite des Großkomturs die Stadt Danzig durchwanderte.

Die Schönheit der Bauten, die seinen Weg säumten, das frohgestimmte, singende Volk, das ihn umdrängte, das farbenprächtige Bild der in den Bänken aufgestellten Schaustücke von Edelmetall und kostbaren Stoffen wirkten auf ihn, der an Klosterstille gewöhnt war, wie ein bestrickender Zauber. Die Frohlaune,

die während seines Aufenthaltes in der Marienburg geschlummert, wachte wieder auf und brachte ihn auf Einfälle und Gedanken, die ihm bisher fremd waren.

Sein Staunen aber war grenzenlos, als er mit dem Großkomtur den Artushof betrat.

Er war in alter Zeit von der Georgenbrüderschaft erbaut worden und ein mit Pfeilern und hochragenden Giebeln geschmückter Palast, der in der Nähe des Rathauses aufragte.

Nachdem die Stadt Danzig zur Blüte gekommen war, schieden sich die Bürger in Gesellschaften. Die vornehmste war jene der adeligen Junker und die Gilde der Kaufherren, welche Großhandel trieben. Sie wurden die Patrizier genannt und schlossen sich zur Artusbrüderschaft zusammen.

Ihr Vorbild war jener sagenhafte König Artus von Britannien, der im sechsten Jahrhundert mit zwölf Rittern berühmte Waffentaten vollbrachte und sie in seinem Schlosse Gellevin in Cornwallis zu einer Tafelrunde versammelte; ein Bund von Edelherren, fleckenlos in Sitte und Schild.

Im Artushofe, der in jeder der sechs Städte des Weichsellandes erbaut wurde, gesellten sich Tag um Tag die Kaufherren zum doppelten Zwecke zu einander. Im Erdgeschosse wurde alles geordnet, was Handel und Verkehr betraf, und in dem darüber liegenden Kumpansaale gab es Kurzweil und volle Becher. In den Kellern des Artushofes lagen die Waren aufgestapelt.

Es war eine prachtvolle Halle, in die der Großkomtur und sein Schützling Kunrat Letzkau eintraten.

Vier schlanke Granitsäulen trugen das hohe, mit bunten Malereien gezierte Gewölbe, und an den Wänden hingen kostbare Tapeten, in die Darstellungen aus der deutschen Heldensage eingewebt waren.

An einer Wand der Halle las Kunrat Letzkau den Spruch:

„Ein König war in Engellandt,
Artus war er genannt.
Ein gar wundertapferer Held,
All seine Feinde hat er gefällt.
Seine Tugend ist manchem Land,
Auch an der Ostsee wohlbekannt.
Da ist kein Zank, noch Hauen, Stechen.
In Fried' tut jeder zechen."

Und eine andere Wand trug wieder andere Sprüche:

„Glück und Glas, wie leicht bricht das.“

„Disteln und Dornen stechen sehr,
Falsche Zungen noch viel mehr.
Noch will ich lieber in Disteln und Dornen baden,
Als mit falschen Zungen sein beladen.“

„Im Unglück hab einen Löwenmut;
Vertraue Gott, es wird wohl wieder gut!“

Im Hintergrunde des Saales stand unter einer Bühne, auf der die Stadtpfeifer mit Zinke und Schalmei herzergötzende Weisen spielten, die Schenkbank. Dort wurden die goldenen und silbernen Humpen und Becher mit Wein gefüllt und auf die Bänke der Bürger getragen.

Im Artussaale gab es drei Bänke. Auf der Marienbank saßen die adeligen Junker, auf der Reinholdsbank die Bürgermeister, Ratsmänner und Stadtschreiber und auf der Sankt Georgsbank die Georgsbrüder.

Den Genossen der adeligen Junker, die auf der Marienbank saßen, hatten sich Gäste zugesellt. Unter diesen waren einige Ritterbürtige aus dem Weichsellande, von denen jeder am Zeigefinger der rechten Hand einen großen silbernen Ring mit einem schwarzen Steine trug, in den das Bild einer Eidechse eingegraben war.

Sie gehörten zum Bunde der Eidechsenbrüder, der vor kurzem von vier Rittern, den Brüdern von Renys und jenen von Kynthenau gestiftet worden war.

Nach dem Vorbilde der Hansa gegründet, sollte er die Adeligen in Preußen gegen die Brüder vom Deutschen Orden schützen; denn nach ihrer Satzung konnte jedes Mitglied, das an Leib, Ehre und Habe Schaden litt oder bedrängt wurde, die Hilfe der Brüder anrufen.

Sie sagten, ihr größter Feind sei der Hochmeister, der nicht allein die Adeligen, sondern auch die Bürger in den Städten und die Freisassen auf dem Lande durch schweren Zins und Abgaben bedrückte.

Die Befreiung von der Herrschaft der Hochmeister und der Deutschen Ordensritter war das Ziel, das die Brüder vom Eidechsenbunde verfolgten. Ihre Sendboten erschienen in allen Städten des

Weichsellandes, um die Bürger für ihre Sache zu gewinnen. So kam es, daß heute auch unter den vielen Gästen aus der Fremde die Brüder des Eidechsenbundes im Artushofe saßen.

Kunrat Letzkau blieb wie geblendet an der Saalpforte stehen und blickte voll Staunen auf die vielen Bürger, die das Prunkgelaß füllten.

Alle waren prächtig gekleidet; sie trugen Röcke aus schwarzem, feinstem Tuche, die an den Hüften breite, mit Silber bestickte Ledergürtel umschlossen, darüber hing die Schaube, und das Haupt bedeckte ein hoher Hut mit silbernen Knöpfen.

Die Junker erschienen in absonderlicher Tracht. Ihr Gewand bestand aus vielen bunten Tuchstücken, die wie das Feld eines Schachbrettes geordnet waren. Die eine Hälfte des kurzen Wamses war rot, die andere blau; während der rechte Fuß in einem grünen Strumpfe steckte, war der linke mit einem gelben bekleidet. Die Puffen an den Ärmeln und Hüften waren geschlitzt und mit Lappen aus weißem Sammet benäht. Sie trugen Schnabelschuhe, deren Schäfte bis an die Kniee reichten und dort festgebunden waren. An den Rändern der flachen, runden, schirmlosen Mützen und an den Kleidersäumen hingen silberne Schellen, während die Haartracht dieser absonderlichen Kleidung angemessen war. Mit Wachs und Fett gesteift, stand das Haar spitzen Nadeln gleich in die Höhe.

Als der Großkomtur, von Kunrat Letzkau begleitet, den Saal betrat, erscholl ein lautes Rufen. Viele Bürger und Bankgenossen, die ihn kannten, streckten ihm die Hände zum Gruße entgegen, während andere wieder, die heimlichen Gegner des Ordens, stumm blieben oder, sobald er sie erblickte und grüßen wollte, die mit Gemälden bedeckten Wände anguckten. Sie vermieden es sichtlich, ihm zu begegnen.

Auf der Reinholdsbank saßen Matthias Falke und Tidemann Giese, die in diesem Jahre zu Bürgermeistern gewählt worden waren, neben ihnen hatte der Stadtschreiber Peter Thyle Platz genommen.

Jeder hatte einen silbernen mit Wein gefüllten Becher vor sich stehen, der ihm bei der Aufnahme von der Artusbrüderschaft war gespendet worden.

Als der Großkomtur sich der Reinholdsbank näherte, trat ihm Meister Johannes Hasse, der Aldermann des Artushofes, in den Weg und fragte, auf Kunrat Letzkau zeigend:

„Wer ist der Jüngling? Der Tracht nach gehört er zum Stande der Gelehrten. Ist dem also, so heiße ich ihn willkommen!"

Sich zum Ohre des Ordensritters beugend, fügte er hinzu: „Ich tue die Frage, weil sie mein Amt gebietet. Nach der Satzung ist einem Handwerker oder Krämer, der Pfennigware verkauft, der Zutritt in den Artushof verboten."

Kunrat von Wallenrod lächelte und entgegnete:

„Mein Begleiter ist ein Rechtskundiger und Geheimschreiber des Hochmeisters; das genügt Euch wohl. Es steht ihm noch eine ehrenreichere Zukunft bevor. Ich bitte in seinem Namen, ihn gastlich aufzunehmen."

Ehe der Aldermann noch etwas erwidern konnte, rief der Patrizier Reinhold Niedenhof dem Jünglinge einen Willkommgruß zu und lud ihn freundlich ein, sich an seine Seite zu setzen.

Dieses Entgegenkommen des Patriziers ärgerte den Großkomtur und er sagte sich im stillen: „Reinhold Niedenhof ist ein Feind unseres Ordens und sinnt darauf, den Kunrat Letzkau, der uns ergeben ist, auf andere Gedanken zu bringen. Das darf nicht geschehen! Ich will beide scharf im Auge behalten."

Er lehnte es ab, dem Meister Johannes Hasse, der ihn an die Seite der Bürgermeister geleiten wollte, zu folgen und setzte sich in die Nähe seines Schützlings, gespannt auf alle Reden horchend, die zwischen diesem und dem Patrizier geführt wurden.

Reinhold Niedenhof plauderte offen heraus, was er dachte und wie es ihm ums Herz war. Sein Bankgenosse Jordan von der Oste flüsterte ihm zu:

„Hütet heute, wo ein Ordensbruder unser Gast ist, Eure Zunge. Tut es mir zulieb. Mein Handelsgeschäft führt mich oft in die Marienburg und ohne die Gunst des Hochmeisters würde mir manches mißlingen."

„Tut, was Euch beliebt und recht erscheint!" rief der Patrizier in ärgerlichem Tone. „Zwingt mich aber nicht, nach Eurem Pfiffe zu tanzen. Ihr wißt, daß Winrich Kniprode mein Freund ist, den ich als den besten Mann im deutschen Lande ehre; aber seine Brüder . . ."

„Schweigt!" unterbrach ihn der Kaufherr. „Der Großkomtur Kunrat von Wallenrod sitzt uns so nahe, daß er jedes Wort hören muß."

„Es sei!“ sagte Reinhold Niedenhof mit lauter Stimme. „Er und seine Brüder vom Deutschen Orden sollen wissen, daß wir Danziger freie Bürger sind, die sich vor keinem Herrn beugen; nur der Kaiser ist unser Oberherr.“

Der Großkomtur sprang erregt von seinem Sitze auf und erwiderte mit zornigen Worten:

„Die Kulmische Handfeste hat den Bürgern von Danzig große Rechte und Freiheiten gegeben: ein eigenes Gericht, das Münzrecht und den freien Handel. Trotzdem bleiben sie Untertanen des Landesfürsten, des Hochmeisters Winrich Kniprode.“

„Wir Danziger sind Hansabrüder!“ sprach der greise Patrizier in stolzem Tone.

„Wie oft schlossen wir Bündnisse mit Fürsten und fremden Staaten, die mit dem Orden in Fehde lagen! Das allein beweist, daß wir keine Untertanen sind. Haben wir als Mitglieder des Hansabundes nicht das Recht zu zinsen, wo es uns beliebt? Das Pfahlgeld von allen Schiffen, die in unserem Hafen aus- und eingehen, und der Pfundzoll, die Abgabe für alle Waren, die fremde Seefahrer hier aufstapeln, gehören uns.“

„Ihr seid nur dem Namen nach Hansabrüder!“ rief der Großkomtur.

Er zog eine Münze aus der Gürteltasche. Sie war der Skoter[1]), die landesübliche Geldmünze, die auf einer Seite ein bekränztes Schild und die Inschrift: „Die Ehre des Meisters liebt Gerechtigkeit!“ trug und auf der anderen das Ordenswappen mit dem deutschen Reichsadler und die Umschrift: „Moneta dominorum prussiae, Münze der Herren von Preußen“.

„Wessen Bild trägt die Münze?“ fragte der Großkomtur „Das Wappen unseres Ordens! Wer ist der Herr von Preußen? Der Hochmeister. Müßt Ihr, Bürger von Danzig, nicht ebenso wie der letzte Hintersasse auf dem Lande ihm für Fischerei, Mühlenrecht, Jagd, Bienenzucht und Bernstein Zins zahlen? Das beweist, daß Ihr seine Untertanen seid! Wenn der Feind ins Ordensland einbricht und der Hochmeister ein Heer ausrüstet, um ihn abzuwehren, dann müssen alle im Lande und auch Ihr, freien Bürger von Danzig, den „Schoß“, die Kopfsteuer, zinsen.“

Der Patrizier Reinhold Niedenhof verstummte nach dieser Rede, senkte betrübt das Haupt und saß lange Zeit sinnend da;

[1]) Zwölf Skoter hatten den Wert von einer Mark (7,30 M.)

dann aber ermannte er sich und sagte so laut, daß alle, die auf den drei Bänken saßen, es hören konnten:

„Wie beneide ich die Hansabrüder im Norden, Westen und Süden des Reiches. Sie sind wahrhaftig freie Bürger, während wir, die wir in Quartier an der Ostsee sitzen, einen Herrn über uns haben und seiner Willkür preisgegeben sind. Er gönnt uns nur Freiheiten und Vorrechte, weil er uns braucht. Wir müssen durch Handel und Gewerbe seine ewig leeren Säckel füllen, ihm als Wehr wider die Feinde dienen."

„Der Hochmeister Winrich Kniprode ist ein Mann voll Gerechtigkeit und Weisheit, klug und milde; der Herr des Lebens erhalte ihn noch lange! Wehe aber uns freien Städten in Preußen, wenn ihm Hochmeister folgen werden, die anders geartet sind. Tyrannen, die uns mit Zins und Abgaben bedrücken, kriegslustige Fürsten, denen Ruhm und Sieg mehr gelten als Menschenleben und Frieden!"

Seine Worte wirkten wie ein Blitz, der in ein Strohdach niederzuckt und es in Brand steckt.

Die Männer, die auf den drei Bänken saßen, sprangen von den Sitzen auf, vergaßen Kurzweil und Becherlupf, die sie in den Saal gelockt hatten, und redeten wild erregt untereinander.

„Reinhold Niedenhof hat ein wahres Wort gesprochen. Seine Rede ist des Kopfes wert, der sie ersonnen."

„In der Stunde, wo wir uns dem Hansabunde anschlossen, haben wir aufgehört, die Untertanen des Hochmeisters zu sein."

Reinhold Niedenhof hob die Hand zum Zeichen, daß er weiterreden wollte, und das Geschrei verstummte.

„Die Herrschaft der Brüder vom Deutschen Orden ist uns aufgedrängt worden!" rief er. „Wer hat die wüsten Landschaften der Pruzzen in blühende Fruchtgärten verwandelt? Unsere deutschen Vorfahren aus Franken, Thüringen und Westfalen, die sich hier ansiedelten. Sie sind die wahren Eroberer des Landes gewesen, während die Ritterbrüder nur an Schwertschlag und Blutvergießen dachten."

Der Großkomtur unterbrach ihn:

„Wer hat Eure Vorfahren, die ersten deutschen Ansiedler, gegen die heidnischen Litauer und Polen geschützt? Wir, die Brüder vom Deutschen Orden."

„Die Zeiten sind andere geworden", erwiderte der Patrizier. „Vor hundert Jahren hinderten uns der Städtebau und das

mühsame Werden und Aufblühen von Handel und Gewerbe am Waffendienst, weshalb wir den Schutz der Rittermönche brauchten. Das dauerte bis zur Stunde, in der eines Tages die Bürger von Danzig und Thorn vor dem Hochmeister Winrich Kniprode erschienen und aufs neue baten: „Hilf uns gegen die Seeräuber und Litauer!"

„Wißt Ihr, was der Hochmeister erwiderte? Helft Euch selbst; bildet in Euren Städten eine eigene Wehr!"

„Seitdem muß jeder Bürger, der Hansabruder sein will, Schwert und Armbrust im Hause haben und sich in ihrem Gebrauche üben. Heute sind wir Bürger so wehrtüchtig, daß wir der Hilfe der Ordensritter entraten können. Vergeßt das nicht, liebe Bankgenossen. Ich ahne, daß in künftigen Tagen nicht allein Polen, Seeräuber und heidnische Litauer, sondern auch die Brüder vom Deutschen Orden Euch befehden werden."

Die Worte brachten den Großkomtur Kunrat von Wallenrod in Zorn. Er trat zum Sitze des Kunrat Letzkau und sagte in befehlendem Tone:

„Folge mir! Es geziemt sich weder mir noch Dir, länger unter Rebellen zu sitzen."

Er schritt, vom Jünglinge begleitet, zur Tür des Saales und rief, sich noch einmal umwendend, mit drohender Stimme:

„Bürger der Stadt Danzig! Hütet Euch! Das schneidige Schwert des Hochmeisters führt eine bessere Sprache als Eure scharfen Reden."

Er verließ mit Kunrat Letzkau den Artushof und ritt am nächsten Frühmorgen in die Marienburg heim.

Der Jüngling folgte ihm ungern; denn die Stadt Danzig hatte ihm so gefallen, daß er gern länger dort geblieben wäre.

Wie trübselig war der Heimritt. Der Großkomtur saß wortkarg und in Gedanken versunken auf seinem Rosse; das heitere Zwiegespräch, an dem sich beide während der Hinreise vergnügt hatten, war verstummt.

Als sie zur Mittagsstunde in das Mittelschloß der Marienburg einritten, wurde der Großkomtur durch die Kunde, Diebe hätten den Ordensschatz geraubt, tief erschreckt.

Er stieg eilig vom Rosse, gönnte sich keine Zeit zu Rast und Imbiß und eilte zum Tresselturm, der am Zwinger aufragte und mit dem Kellergelasse des Hochschlosses verbunden war.

Beim Scheine einer Kienfackel durchforschten er, der Treßler Sweder Belland und der Hauskomtur die untere Halle des Turmes.

In einem Winkel, vor dem Schutt und Mauersteine lagen, entdeckten sie eine Mauerlücke, die so groß war, daß ein Mann durchkriechen konnte, und aus der Tiefe stiegen warme Dünste und der Geruch von frisch gebackenem Brot empor.

Ein Diener kletterte durch die Öffnung und sprang in die Stube, in der das Brot für die Brüder des Hochschlosses gebacken wurde. Im Ofen glimmte noch das Feuer, und alles verriet, daß hier noch vor wenigen Stunden gearbeitet wurde.

Jetzt trat der Schäffer des Hauses, der das Gesinde beaufsichtigte, hervor und erzählte: „Der Bäckermeister liegt in der Firmarie krank; er hat an seine Stelle einen Gesellen aus der Stadt gerufen, der den anderen helfen sollte. Es war ein roher Bube, der wüste Reden führte.“

„Ich weiß jetzt, wer den Ordensschatz geraubt hat!“ schloß er.

Der Treßler untersuchte die erbrochene Truhe und entdeckte, daß viele tausende ungarischer Goldgulden gestohlen worden waren.

Der Großkomtur kehrte in das Mittelschloß zurück und befahl Kunrat Letzkau, der noch in seinem Gelasse weilte, in barschem Tone:

„Besteige ein Roß und verfolge die Spur des Diebes.“

Der Jüngling erwiderte: „Ich stehe im Dienste des Hochmeisters und bin ein Rechtskundiger. Zur Verfolgung des Diebes genügen Reisige oder Büttel.“

Der Großkomtur brauste zornig auf und wiederholte den Befehl.

„Ihr wißt, daß ich Euch zuliebe freiwillig alles tue, was Ihr begehrt“, erwiderte Kunrat Letzkau in entschiedenem Tone. „Befehlen kann mir aber nur der Hochmeister, mein Herr.“

„Der Ritt nach Danzig ist für Dich verhängnisvoll geworden,“ rief der Großkomtur. „Die böse Saat der Reden wider den Orden, die Du im Artushofe gehört hast, schoß in Dir üppig die Halme. Du verweigerst mir also den Gehorsam?“

„Gehorsam kann ich nur dem verweigern, der das Recht hat, mir zu befehlen“, erwiderte der Jüngling. „Ihr seid nicht mein Herr!“

Der Großkomtur blickte ihm lange mit zornig flammenden Augen ins Gesicht und wies ihm, ohne ein Wort zu erwidern, die Tür.

Am Abend meldete ein Stadtbüttel, er habe in einer Buschschenke vor dem Marientore den Bäckergesellen, der mit einigen Landstreichern würfelte und vom Wirt ein Goldstück wechseln ließ, aufgespürt und gefangen. Der Dieb gestand, daß er während der Nacht, in der er in der Backstube arbeitete, die Mauer zum Tresselturm durchbrochen, die Truhe, in welcher der Schatz lag, aufgesprengt und das geraubte Geld in einer Scheune versteckt habe.

Er wurde vom Rate der Stadt Marienburg zum Tode verurteilt und an den Galgen gehängt.

Wenige Tage später sagte der Großkomtur zu Kunrat Letzkau: „Begleite mich in die Marienkirche!"

Beide gingen am Zwinger vorbei ins Hochschloß, dann durch die „goldene Pforte" in das Gotteshaus.

Die Sankt Marienkirche war vierzig Meter hoch und zwanzig Meter breit. Rings um die Wände zog sich eine Kette von Spitzbogen, unter denen die kunstvoll geschnitzten Chorstühle der Brüder standen. An der westlichen Wand erhob sich eine Bühne, auf der unter einem Baldachin, der von Steinsäulen getragen wurde, der Hochmeisterstuhl stand.

Der Großkomtur kniete vor dem Altar nieder, betete lange und sagte dann zu Kunrat Letzkau, den er an seine Seite gewinkt hatte:

„Ich fordere von Dir, für den ich bis zur Stunde wie ein Vater sorgte, ein zweifaches Gelöbnis!"

„Redet!" erwiderte der Jüngling, von einer trüben Ahnung erfüllt.

„Gelobe mir Stillschweigen über alles, was ich Dir hier vor dem Heiligtume sagen werde."

„Ich gelobe Stillschweigen!" rief der Jüngling. „Alles, was ich aus Eurem Munde hören werde, soll ein Geheimnis bleiben."

„Gelobe mir, daß Du das, was ich Dir auftragen werde, ausführen willst", fuhr der Großkomtur fort.

Kunrat Letzkau blieb stumm.

„Warum zögerst Du mit der Antwort?" fragte der Großkomtur ungeduldig. „Vergiß nicht, daß ich und der Orden Deine Wohltäter sind."

„Sagt mir, ehe ich das Gelöbnis spreche, was Ihr von mir begehrt. Fordert von mir eine Tat, die das Leben kostet; fordert, daß ich Euch wie der letzte Knecht diene, nur keinen willenlosen Gehorsam!" rief der Jüngling.

Der Großkomtur sann eine Zeitlang nach.

„Dein Wille geschehe!" sagte er und schilderte dem gespannt aufhorchenden Kunrat Letzkau seinen Ärger und seine Sorgen über die Reden, die beide im Artushofe zu Danzig gehört hatten.

„Die Bürger von Danzig sind abtrünnig geworden und werden vom Patrizier Reinhold Niedenhof verführt, den Orden zu befehden, ihm Schaden zuzufügen. Wir müssen um jeden Preis erfahren, was sie im Schilde führen. Da sie alles in großer Heimlichkeit betreiben, so muß sich ihnen einer zugesellen, der bei Becherlupf und kurzweiligen Reden sie ausforscht. Du, lieber Kunrat, hast die Gunst und Freundschaft unseres gefährlichsten Gegners gewonnen. Es ist der Wille der Ordensbrüder, daß Du nach Danzig zurückkehrst und Tag für Tag mit dem Patrizier und den Ratsmännern gesellig verkehrst. Im traulichen Zusammensitzen wirst Du alles . . ."

„Redet nicht weiter!" unterbrach ihn Kunrat Letzkau heftig erregt. „Was Ihr von mir begehrt, ist ein Bubenstück! Ich denke jeden Tag an alles, was Ihr, mein zweiter Vater, mir Gutes getan habt. Die Wohltaten der Ordensbrüder, die mir in der Marienburg eine zweite Heimat gönnten, schwinden niemals aus meiner Erinnerung. Trotzdem sage ich es frei heraus: Ich kann das, was Ihr von mir fordert, nicht erfüllen!"

Der Großkomtur brauste auf.

„Undankbarer!" rief er. „Du hast mich und alle Brüder schändlich getäuscht! Wehe uns! Wir haben einen Undankbaren großgezogen! Du bist nicht wert, länger unter uns zu wohnen! Verlasse noch heute die Marienburg für immer!"

Mit diesen Worten ging der Großkomtur aus der Kirche; Kunrat Letzkau aber eilte tieferschüttert in das Hochschloß und warf sich dem greisen Priester Tassilo zu Füßen. Er beichtete alles.

Der Greis legte ihm die Hand aufs Haupt und sagte milde:

„Ich darf Dich nicht tadeln; denn Du bliebst dem Spruche: ‚Honeste vivere aut mori! In Ehren leben oder sterben!' treu."

„Die Gedanken des Herrn sind unerforschlich, und die Wege, auf die er uns Sterbliche lenkt, in Dunkel gehüllt. Wohin Dich, den Ausgestoßenen, auch das Schicksal führen mag, Du wirst nicht allein wandeln. Der Herr ist bei Dir. Vertraue auf ihn, den einzigen Helfer in aller Not. Nimm einen anderen Spruch mit in die Welt hinaus:

„Mag da kommen, was da will. Alles im Leben geht vorüber!“

Mit dem Segen des Priesters Tassilo verließ Kunrat Letzkau das Hochschloß.

Als er kurz darauf das Haus des Großkomturs betrat, wehrte ihm ein Diener den Eingang, reichte ihm ein Bündel, das seine Kleider und Bücher enthielt und drückte ihm im Auftrage des Großkomturs, wie er sagte, einen mit Geldstücken gefüllten Beutel in die Hand.

Kunrat Letzkau schritt durch das Burgtor, blickte noch einmal auf die Marienburg zurück und wanderte ins Weichselland hinaus.

Während er durch die Fluren schritt, kam ihm der Spruch in den Sinn:

„Mit Hoffen und Wagen
Mußt Dein Glück Du erjagen.“

Fünftes Kapitel.

Im Neste der Likendeler.

Der Tag ging zur Rüste, als Kunrat Letzkau durch das Fischertor die Stadt Danzig betrat.

Er, der jetzt ein heimatloser Geselle geworden, hatte nicht wie einst im Gefolge des Großkomturs zu Roß die Marienburg verlassen; er war vielmehr zu Fuß, durch die Landschaft Pomesanien wandernd, an das Ufer des Weichselstromes gelangt. Dort bestieg er den Bording eines Weichselschiffers, der ihn stromabwärts bis an die buschumgrünte Halde brachte, vor der die Wasser des Mottlauflusses in die Weichsel rannen. Der Fährmann ruderte ihn dann die Mottlau aufwärts bis zum stark befestigten Fischertor. Während der langen Fahrt sann der Jüngling beständig über sein Schicksal nach. Anfangs bedrängte ihn das Wort der heiligen Schrift: „Wer die Heimat verläßt, ist wie ein Vogel ohne Nest!“ und trübte ihm den Sinn. Später aber tröstete er sich mit dem Gedanken, daß er aus seiner zweiten Heimat gejagt worden sei, weil er weder den Späher noch einen Heuchler spielen wollte.

Mit frischem Mute ging er vom Fischertore in die Jopengasse zum Hause des Ratsmannes Kurt von der Helle; denn er erinnerte sich an dessen Worte beim Abschiede: „Kehre bei mir ein, wenn Du einen Freund begehrst!“ Und er täuschte sich nicht.

Der Ratsmann nahm ihn gastlich auf und horchte gespannt zu, als Kunrat Letzkau sein Schicksal erzählte.

Er schilderte in schlichter und wahrhaftiger Weise alles und verschwieg nur das Gespräch, das er in der Sankt Marienkirche mit dem Großkomtur geführt hatte.

„Ich sollte den Brüdern vom Deutschen Orden willenlosen Gehorsam geloben“, schloß er. „Da ich kein Mönch werden wollte,

so weigerte ich mich, den Schwur zu leisten. Zur Strafe dafür mußte ich den Dienst des Hochmeisters und sein Haus verlassen."

Nachdem er geendet hatte, sagte der Ratsmann:

„Ihr habt recht getan, Euch in den Schutz der Stadt Danzig zu flüchten. Der Hansabund ist gar groß und mächtig wie kein Staat in Europa. Es gelingt ihm vieles, weil die Brüder einig sind und keiner mehr sein will als der andere. Ihr seid ein Rechtskundiger; das ebnet Euch den Weg in eine glückliche Zukunft. Tretet in den Dienst unserer Stadt ein; das kann geschehen, wenn ihr Euch erprobt habt."

„Der Rat von Danzig hält, solange noch ein Seeräuber die Ostsee unsicher macht, Schiffe und Wäpner gerüstet; denn die Vitalienbrüder sinnen täglich auf neue Listen und Wege, dem Hansabunde zu schaden. Die Macht und der Wohlstand der Brüder erfüllt sie mit ewigem Neid und Haß. Sie liegen beständig auf der Lauer. Wir brauchen darum waffentüchtige Männer. Seid mein Gast, solange Ihr in Danzig weilt."

Kunrat Letzkau dankte ihm gerührt und versprach, der Stadt ebenso treu zu dienen wie dem Hochmeister Winrich Kniprode.

Er blieb seitdem nicht müßig zu Hause, sondern wanderte Tag um Tag in der Stadt umher und guckte überall hin.

Danzig war eine Stadt, in der Handwerk und Gewerbe blühten. Der Lebensquell aber seiner Macht und Größe sprudelte im Handel. Es konnte durch seine glückliche Lage nicht allein mit den Städten an der Ostsee verkehren, sondern auch seine Schiffe ins nördliche Meer senden.

Wie im Artushofe die Patrizier und adeligen Junker täglich zur Morgensprache erschienen, ihre Angelegenheiten ordneten und Streitigkeiten schlichteten und am Abende zur Kurzweil beim Rundtrunk beisammen saßen, so taten die Gilden der Handwerker und Gewerbsleute ein gleiches in den „Gemeindegärten". Sie hatten sich zu Innungen zusammengeschlossen, die in den Bänken bestimmter Straßen ihre Waren feilboten.

In Danzig sah Kunrat Letzkau zum erstenmal die Stadtwehr, die Mayen, zu der jede Gilde zwei oder drei Mannen stellte. Sie bestand aus Reitern, Wäpnern mit Schild und Spieß und Armbrustschützen.

Am liebsten aber trieb er sich im Hafen von Danzig umher, wo zweihundert bis dreihundert Schiffe fremder Seefahrer neben

den Koggen und Sniggen der Hansabrüder und den Kriegsschiffen der Brüder vom Deutschen Orden ankerten.

Die Schiffe aus England brachten Schiffbauholz, jene aus den Niederlanden Tuche und die von Norwegen Kupfer, Wolle, Pelze und Teer. Die Hansabrüder dagegen befrachteten ihre Fahrzeuge mit Bernstein, Wachs, Honig und Getreide.

Eines Abends lagen große Bündel von Pelzen und Fellen, die ein Nordlandfahrer gelandet hatte, am Strande. Da näherte sich dem fremden Schiffer ein hanseatischer Klever und fragte:

„Wieviel ist Eure Ladung wert?"

„Hundert Lübische Mark", erwiderte der Fremdling.

„Ihr müßt den Schoß zinsen. Er beträgt acht Pfennige", sagte der Klever. „Wieviel wiegt Eure Ware?"

„Vierhundert Pfund ist jedes Bündel schwer", gab der Nordländer zur Antwort.

„Zahlt den Pfundzoll, drei Lübische Mark."

Der fremde Seefahrer brauste auf.

„Eher wachsen dem Krebse Flügel, bevor Ihr einen Pfennig aus meiner Tasche seht!" schrie er. „Wartet, bis mein Schiff entladen ist. Ich habe meine Ware noch nicht verkauft."

„Eure Pelze und Felle, die noch auf den Käufer warten, sind dem Stapelzwang verfallen", entgegnete der Klever. „Eine Satzung des Hansabundes verbietet jedem fremden Kaufherrn, der seine Waren im Hafen einer Hansastadt landete, sie wieder wegzubringen. Ihr habt nur Anspruch auf das Geld, das wir Hanseaten, die Eure Waren verkaufen, dafür einsäckeln."

Der Nordländer fluchte wild und versuchte mit Faust und Fuß sich Bahn zu brechen, um in sein Schiff zu flüchten. Die Stadtbüttel aber, die im Blockhause die Wache hielten, fielen über ihn her und setzten ihn gefangen, bis er sich beruhigt hatte und wartete, bis seine Ware verkauft war.

So vergingen dem Kunrat Letzkau die Tage schnell, und oft rief er, wenn er, überwältigt vom prächtigen Bilde, das ihm das Leben und Treiben im Danziger Hafen bot, heimkehrte, aus:

„Wie schön ist es hier zu wohnen! Ich möchte mein lebelang in Danzig bleiben."

Endlich kam die Stunde, in der die Kogge Sankt Georg in die See stechen sollte, um die Vitalienbrüder in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen. Der Ratsmann Kurt von der Helle war

wieder der Führer; er ging beim Morgengrauen mit Kunrat Letzkau in den Hafen zum Ankerplatze.

Hier lag das stattliche Orlogschiff der Hansabrüder.

Auf dem wie ein Riesenpfahl in der Schiffsmitte aufragenden Mastbaume hing an der Spitze die Keibe, ein Korb aus schwerem Weidengeflechte, von dem aus der Führer oder dessen Gehilfe das Meer und die Inseln, die am Horizonte auftauchten, überschauen konnte.

Die Ruderknechte und ein halbes Hundert Wäpner hatten schon ihre Plätze eingenommen, als der Ratsmann und der Jüngling an Bord kamen.

Kunrat Letzkau verbrachte, während die Kogge auf hoher See schwamm, den größten Teil des Tages in der Keibe.

Aus dem grünschimmernden Gewässer tauchte nach tagelanger Fahrt die kleine Insel Öland mit der Veste Borgholm auf, und weiter vom Festlande entfernt lagen die leuchtenden Kalkfelsen der Insel Gotland.

An ihrer Westküste stieg im goldenen Scheine der Abendsonne, in duftblaue Dämmerungsschleier gehüllt, die Stadt Wisby mit ihren zinnengekrönten Türmen und Ringmauern auf.

Die letzteren umschlossen die bogenförmig gebaute Stadt auf drei Seiten mit einem Steingürtel, und auf der vierten bildete das Meer aus Flut und Brandung einen Schutzwall.

Die sechs Kilometer langen Mauern trugen fünfzig Türme, von denen einige zwanzig Meter hoch aufragten; verbunden waren sie durch einen gedeckten Gang. Die Ringmauern ruhten ab und zu auf drei Meter hohen Pfeilern, die durch mächtige Bogen mit einander in Verbindung standen und ihr das Aussehen eines mit Buckeln gezierten Riesenschildes gaben.

Die Kogge Sankt Georg fuhr in den aus mächtigen Quadersteinen gefügten Hafen und ankerte.

Während die Wäpner im Schiffe blieben, nahmen der Ratsmann und sein Gefährte Kunrat Letzkau im Hause der Hansabrüder, das im nördlichen Stadtteile lag, Herberge.

Am anderen Morgen betrat Kunrat Letzkau durch die Norra, das Nordtor, das goldene Wisby.

Ein Reisiger, der ortskundig war und die Sprache der Inselleute redete, begleitete ihn. Ihr Weg führte sie in die Sankt Nikolauskirche. Über dem Haupttore war an der Außenseite ein

Gebilde aus Stein, das zwei große, vielblätterige Rosen darstellte, eingefügt. In den Blättern einer Rose funkelte in purpurfarbiger Glut ein riesiger Karfunkelstein.

„Guckt in die Höhe!“ sagte sein Gefährte. Und Kunrat Letzkau stieß beim Aufwärtsschauen einen Ruf des Staunens aus.

Der riesige Stein, von den Sonnenstrahlen grell beleuchtet, funkelte und glühte wie Feuer; sein Schein drang weit über den Hafen und das Meer hinaus.

„Zur Nachtzeit wird hinter der Karfunkelrose eine Leuchte angezündet“, sagte der Führer. „Ihr Strahl dringt weit ins Meer hinaus und weist den Schiffern den Weg zum Hafen.“

Auf dem Marktplatze standen die Häuser der Kaufherren und Patrizier, die als die reichsten Männer im ganzen Norden gepriesen wurden, und das Volk sang überall das Lied: „Die Frauen von Gotland spielen mit Edelsteinen; die Spindeln ihrer Spinnräder sind von Gold. Die Schweine fressen aus silbernen Trögen.“

Kunrat Letzkau durfte nicht lange im goldenen Wisby bleiben; denn der Führer der Kogge drängte zur Abfahrt. Es hatten sich hier und dort in der See zwischen der Insel Gotland und der schwedischen Küste die Schiffe der Vitalienbrüder gezeigt.

„Im Herbste steuert kein Seefahrer mehr ins Meer hinaus“, sagte der Ratsmann zum Jüngling. „Der Seehandel hört auf und die Räuber ziehen sich in ihre Verstecke zurück, wo sie den Winter über hausen und bei Würfelspiel und unmäßigem Trinken warten, bis wieder der Frühling hereinbricht. Wir dürfen keine Zeit verlieren, sonst entwischt uns das Wild, auf das wir Jagd machen.“

Am Vorabende, ehe sie in die See stachen, gingen beide in das Haus des Aldermanns von Wisby, um ihn als den Herrn der Stadt zu begrüßen.

Die Pforte seines Hauses war von getriebenem Kupfer. Im weiten Flur, der das ganze Erdgeschoß durchzog, hingen kostbare Teppiche aus dem Orient und Waffen aus allen Ländern der Erde an Wänden und Pfeilern. In silbernen Kübeln und goldenen Urnen blühten die seltensten Blumen, und eine Treppe aus rosig leuchtendem Marmor führte in das obere Geschoß.

Noch nie hatte Kunrat Letzkau eine so verschwenderische Pracht gesehen, wie in dem oben liegenden Prachtgelasse des Hauses. Der Ofen war aus schneeweißem Marmor; der ganze

Hausrat, die Tische, Stühle und selbst die Umrahmungen der Fensterscheiben, die mit buntfarbigen Bildern geziert waren, bestanden aus schwerem Golde.

Auf einen Wink des Aldermanns kredenzten die Diener in scharlachroten, goldgestickten Gewändern drei mit Wein gefüllte Kristallgläser.

Der Hausherr nahm eines, tat seinen Gästen Bescheid, leerte es auf ihr Wohl und warf es gegen die Wand, daß es in Stücke brach.

„Wie das Glas, so werden die Schiffe der nordischen Könige und der Vitalienbrüder zerschellen, die unser goldenes Wisby erobern wollen!“ rief er in stolzem Tone.

Der Ratsmann Kurt von der Helle schüttelte das Haupt und lächelte im stillen über diese Rede.

Als sie das Haus verließen und Kunrat Letzkau ihn fragte, warum er den Kopf geschüttelt und gelächelt habe, erwiderte er: „Das goldene Wisby wird früher oder später doch eine Beute der Seeräuber oder der nordischen Fürsten werden. Schon einmal mußte es die harte Faust der Dänen fühlen. Die Gans geht solange in die Küche, bis sie auf dem Bratspieße steckt.“

Am anderen Morgen steuerte die Kogge Sankt Georg gegen die Klippen der Kalkfelsen, die im Süden von Wisby zerklüftet und steil aus dem Meere emporstiegen.

„Auf jenem Eilande liegt der Schlupfwinkel der Vitalienbrüder“, sagte der Ratsmann zu Kunrat Letzkau. „Ich kenne ihr Tun und Treiben. Monatelang liegen sie faul wie Dachse in unzugänglichen Verstecken und lauern, bis ein Schiff im Gewässer auftaucht. Sie sind immer gut bewaffnet und wehren sich wie wilde Bestien, solange noch ein Rest von Kraft, ein Atemzug in ihnen lebt.“

Ein frischer Wind trieb die Kogge in die See hinaus, und um die Mittagsstunde erreichte sie das Eiland.

Tiefe Stille war über die kleine Insel gebreitet; nirgends zeigte sich ein Boot, und es schien, als ob die Klippen und Riffe, die hier und dort ihre kahlschimmernden Spitzen aus den brandenden Wogen steckten, unbewohnt seien.

Das Meer war ruhig; ein scharfer Wind verwehte die Wolken, die über den Kalkfelsen schwebten, so daß sie klar und sonnumflossen sich zeigten.

Der Ratsmann und Kunrat Letzkau, der an seiner Seite stand, guckten scharf in die Ferne.

Das steil aufsteigende Gestein zeigte tiefe Risse und Spalten; an seinem von dem Meereswogen umbrandeten Fuße lagen große und kleine Höhlen. Am Ufer türmten sich baum- und buschloses Geröll, in dem weißgraue Blöcke lagen, zu einem Walle auf. Nirgend aber zeigte sich ein lebendes Wesen, nirgend tönte ein Laut; alles blieb stumm wie ein riesiges Grab.

Der Ratsmann sagte zu seinem Begleiter:

„Das Nest der Vitalienbrüder ist leer. Sie sind in die See hinaus entwischt. Wir müssen umkehren und ihre Spur verfolgen!"

Kunrat Letzkau erinnerte sich jetzt an die Stunde, in der die Snigge, auf der seine unvergessene Mutter mit ihm in die Heimat des verstorbenen Vaters segelte, von den Seeräubern überfallen, geentert und in den Grund gebohrt worden war. Damals wollte der Anführer beide, Mutter und Kind, in das Versteck der Vitalienbrüder schleppen; denn es fehlte dort, wie er sagte, Gesinde, das ihnen während des Winters aufwartete.

War das von Kalkfelsen umstarrte Eiland das Nest, von dem damals der Raubgeselle sprach?

Kunrat Letzkau bat den Ratsmann um das Boot, das im Hinterdeck lag. Er wollte, von einigen Wäpnern begleitet, auf dem Eilande landen und in die Höhlen einzudringen suchen.

„Es sind gewiß viele und kostbare Schätze verborgen!" sagte er. „Wir können sie als gute Beute heimbringen."

Nach einigem Nachsinnen willigte der Ratsmann ein; kurz darauf wurde das Boot ins Wasser gelassen und von Kunrat Letzkau und drei Wäpnern bestiegen. Sie trieben es, kräftig rudernd, durch die Brandung und steuerten, Wasserwirbel, Ströme und Riffe geschickt vermeidend, ans Land.

Kunrat Letzkau kletterte mit seinen Gefährten das Geröll aufwärts bis zu einem breiten Felsspalt, der den Eingang in eine Höhle bildete. Sie gingen vorwärts, mußten sich oft niederbeugen, um nicht mit dem Kopfe ans Gestein zu stoßen und waren rings von Finsternis umgeben. Endlich, nach einer stundenlangen Wanderung, senkte sich der steinige Pfad abwärts, und sie glitten, sich an den Felsen festhaltend, langsam in die Tiefe.

Zu ihrem Entsetzen schimmerte ihnen von dorther ein Licht entgegen, das anfangs wie ein Sternlein flimmerte, aber, je näher sie kamen, desto größer wurde.

Es war der Schein eines Herdfeuers.

Der schlauchartige Felsengang endigte plötzlich in eine hochgewölbte Schlucht, die wie eine riesige Halle im Innern des Berges dalag.



Im Neste der Likendeler.

In der Mitte der Höhle loderte ein Feuer, um das ein Haufen wild aussehender Gesellen, die mit kurzen Schwertern, Messern und Handbeilen bewaffnet waren, lagerten. Sie tranken aus mächtigen Krügen, und je öfter einer frisch gefüllt von Hand zu Hand ging, desto lauter wurden die Zecher und desto toller gebärdeten sie sich.

Sie sprachen dänisch miteinander.

Einer der Wäpner verstand diese Sprache. Er berichtete jedes Wort, das die Männer untereinander redeten.

„Es sind Likendeler“, sagte er leise. „Sie teilen gerade ihre Beute.“

Zwischen den Felsblöcken lag ein Berg von prächtigen Gewändern und Waffen aufgestapelt, und aus den offenen Säcken fielen Juwelen, goldene Weihgefäße, die offenbar von einem Kirchenraube stammten, goldene und silberne Becher und allerlei Geschmeide heraus.

Nachdem die Vitalienbrüder genug gezecht hatten, setzten sie sich, ihr Führer, ein riesengroßer Mann ausgenommen, im Kreise um die Bündel und geöffneten Säcke und griffen zu den Würfeln. Wer den höchsten Wurf machte, wählte aus dem Beutehaufen das Stück aus, das ihm gefiel, und es wurde solange gewürfelt, bis der ganze Raub verteilt war.

Nur der Hauptmann der Vitalienbrüder spielte nicht mit; er begnügte sich offenbar mit der Ehre, ein fremdes Schiff gekapert und geplündert zu haben.

Kunrat Letzkau sagte dem Wäpner leise ins Ohr:

„Der größte Spitzbube bleibt, wenn er es so weiter treibt, sein lebelang ein armer Kerl. Ein Räuber, der nicht seine Taschen füllt, ist ebenso ein Wunder wie ein Hase, der im fetten Klee sitzt und nicht frißt.

„Gebt Acht!" erwiderte der andere ebenso leise. „Der Anführer geht nicht leer aus. Die Vitalienbrüder teilen jede Beute unter sich und lassen, damit keiner betrügt oder zu kurz kommt, die Würfel entscheiden. Sie heißen deshalb die Gleichteiler, die Likendeler.

Nachdem jeder Seeräuber seinen Gewinn gesammelt, teils in die Taschen geschoben, teils in ein Bündel gesteckt hatte, näherte sich einer nach dem anderen dem Anführer und legte ihm ein Beutestück, oft das beste, zu Füßen.

Einer aber blieb ruhig sitzen und steckte seinen Anteil in den Sack. Seine Gefährten stürzten sich wütend auf ihn und zertrümmerten ihm den Schädel zur Strafe dafür, daß er ihrem Hauptmanne, dem sie blindlings gehorchten, keine Spende geopfert hatte.

„Wir sind verloren, wenn uns die Likendeler sehen!" flüsterte der Wäpner.

Er hatte kaum gesprochen, da löste sich ein Stein, der unter den Füßen des Kunrat Letzkau lag, los und rollte bis zur Herdstelle. Durch das dröhnende Geräusch des Felsstückes gewarnt, sprangen die Zecher auf und rannten zum Höhleneingange, vor

dem die Deutschen standen. Eine Flucht war jetzt nicht mehr möglich.

Mit Füßen getreten und von kräftigen Fäusten gestoßen, wurden sie vor den Anführer geschleppt, der sie mit wütenden Blicken empfing.

„Ich schone keinen Fremden, am wenigsten einen deutschen Hund, der mir unter die Fäuste kommt!“ schrie er.

Auf seinen Wink wurden Kunrat Letzkau und seine Gefährten mit Stricken gebunden und in eine kleine Höhle getrieben, vor der sich ein paar Likendeler lagerten.

„Warum schlagt Ihr den Hunden nicht gleich die Knochen im Leibe entzwei?“ fragte einer von ihnen und erhob sein Handbeil, um dem Jünglinge den Garaus zu machen. Sein Genosse aber hielt ihn am Arme fest und sagte:

„Die Gefangenen gehören gewiß zur Besatzung eines Hansaschiffes, das kostbare Waren nach Wisby bringt. Warte mit dem Totschlagen, bis wir sie ausgeforscht haben, wo ihr Schiff ankert. Wir wollen es morgen beschleichen und ausplündern.“

Der Andere, vom vielen Zechen trunken, ließ die Waffe sinken, legte sich auf eine Felldecke und schlief ein.

Die Nacht war herangebrochen, die meisten Likendeler schliefen; auch ihr Führer legte sich auf ein Bärenfell und tat ein gleiches. Nur einige alte Männer blieben am Herdfeuer sitzen, warfen ab und zu ein Holzscheit in die Glut und zechten weiter.

Tiefe Stille herrschte jetzt in der Höhle, die nur vom lauten Atmen der Schläfer und vom Tosen der ans Ufer brausenden Meeresflut unterbrochen wurde.

Plötzlich tönten vom Eingange her die Schritte eines hastig den steilen Abhang Niederkletternden; aus dem Dunkel tauchte ein Bewaffneter auf.

Er schrie laut: „Wacht auf! Wacht auf! Der Feind ist da!“

Seine Stimme hallte an der Wölbung und den felsigen Wänden wieder und klang wie ein vielstimmiges Echo in die Tiefe zurück.

Der Führer der Likendeler erwachte und stellte allerlei Fragen an den Ankömmling, der einen Krug voll Wein ergriff und ihn mit einem Zuge leerte.

„Als ich im Gerölle des Ufers die Wache hielt und in die See hinausspähte“, sagte er, „sah ich beim Schein des Mondes

im Gewässer vor der Insel ein mächtiges Schiff auf und nieder fahren. Es war eine Kogge, die im Wimpel das Wappen der Hansabrüder zeigte. Doch konnte der Feind in der Dunkelheit unser zwischen den Klippen verstecktes Schiff nicht sehen."

„Die deutschen Hunde haben unseren Unterschlupf aufgespürt!" schrie der Anführer. „Am Frühmorgen werden sie auf der Insel landen und unser Schiff kapern, ehe wir es bestiegen haben. Wir müssen noch in dieser Stunde in die See hinaus und die Kogge im Dämmerlichte des Morgens überrumpeln. Zu den Waffen! Zu den Waffen! Folgt mir ins Schiff!"

Auf seinen Ruf stürmten die Likendeler, ihre Wehr in Faust und Gürtel tragend, zum Eingange der Höhle und rannten gegen den Strand.

Nur die zwei Räuber, die Kunrat Letzkau und seine Gefährten bewachten, blieben zurück. Einer von ihnen schlief so fest, daß er weder die Worte des Führers, noch den Lärm der abziehenden Spießgesellen hörte.

Der andere zögerte absichtlich, ihnen zu folgen und wartete, bis Schritte und Waffenklirren in der Ferne verklungen waren. Dann näherte er sich den Gefangenen, zerschnitt ihre Fesseln und sagte in deutscher Sprache:

„Fliehet, fliehet, ehe die Likendeler zurückkehren. Ich werde Euch begleiten."

Kunrat Letzkau fragte ihn erstaunt, was ihn unter die Seeräuber geführt hätte.

„Das ist bald erzählt", erwiderte er. „Ich stamme aus der Stadt Danzig, wo ich mit meinem Bruder in der Brotbänkengasse eine Krambude offen hielt, und wir freuten uns, daß der kleine Handel gedieh. Ich war ein leichtsinniger Junge und geriet auf schlimme Wege. Bei Trunk und Würfelspiel verpraßte ich mein Geld. Vorwürfe, die mein Bruder mir machte, halfen nichts. Eines Abends drängte er mich, als ich in der Trunkenheit von ihm Geld forderte, aus der Bude. Im Zorne stieß ich ihm mein Messer in den Leib, daß er tot zu Boden sank. Ohne Geld irrte ich tagelang umher und fand endlich im Hafen von Danzig eine Snigge, die gegen Gotland in die See stach. Während der Fahrt wurde unser Schiff von den Likendelern geentert und ich ihr Gefangener. Das wüste Leben, das sich in ewigem Stehlen und Rauben abspielte, erfüllte mich mit Abscheu, daß ich die Mord-

gesellen schon längst verlassen wollte. Sie behielten mich aber scharf im Auge, so daß ich nicht entwischen konnte."

„Wie jubelte ich, als ich in Euch Heimatsgenossen erkannte. Fliehet! Fliehet! Jetzt ist die beste Gelegenheit dazu. Nehmt mich aber nach Danzig mit. Ich will gerne jede Strafe leiden, wenn ich nur meine alte, liebe Mutter wiedersehe."

Ein Wäpner fragte: „Bist Du nicht Niklas Weese und heißt Dein Bruder nicht etwa Gerhard?"

Der Likendeler erwiderte: „Ich heiße Niklas Weese."

„Dein Bruder lebt!" rief der andere. „Das Messer, das Du ihm in den Leib gestoßen, glitt an der Schnalle seines Gürtels ab. Er wurde nur leicht verletzt und genas bald unter der Pflege Deiner Mutter."

„Gerhard lebt!" schrie der Seeräuber jubelnd auf und gebärdete sich wie ein von Todespein Erlöster.

Auf sein Drängen verließen Kunrat Letzkau und die Wäpner auf dem versteckten Pfade, der sie hergeführt hatte, die Höhle und kehrten ans Ufer zurück, das dem entgegengesetzt lag, an dem das Fahrzeug der Likendeler ankerte. Sie fanden ihr Boot wieder, bestiegen es und ruderten durch die Brandung in die See hinaus. Dort erblickten sie die Kogge Sankt Georg, deren Mannschaft das Schiff der Likendeler gerade enterte.

Bord an Bord liegend, entspann sich zwischen den Wäpnern und den Seeräubern ein Handgemenge, bei dem Kunrat Letzkau zu seinem Leide nur zuschauen konnte. Das blutige Raufen endete mit dem Siege der Deutschen.

Der Ratsmann Kurt von der Helle begrüßte den Jüngling wie einen vom Tode Erstandenen; denn er hatte ihn und seine Gefährten für verloren gehalten.

Die Kogge kreuzte noch lange im Meere vor der Insel Gotland, bis der Spätherbst hereinkam und sich kein Schiff der Vitalienbrüder mehr im Gewässer blicken ließ. Dann fuhr sie heimwärts nach Danzig.

Der erste Weg, den Kunrat Letzkau in der Stadt machte, führte ihn in die Frauengasse, ins Haus des Patriziers Reinhold Niedenhof. Jener sagte:

„Ich kenne Euer trauriges Schicksal. Ihr seid heimatlos geworden. Trotzdem heiße ich Euch willkommen in der Herzensfreude, daß Ihr die Rittermönche verlassen und endlich ein freier

Mann geworden seid. Ihr erscheint zur günstigen Stunde. Der neue Bürgermeister unserer Stadt, Adrian von der Linde, sucht einen Rechtskundigen, der ihm als Schreiber hilft. Ich werde Euch morgen in das Rathaus geleiten."

Als am anderen Tage Kunrat Letzkau vor dem Bürgermeister stand, sagte jener: „Ich heiße Euch willkommen, Ihr habt die Rechtsschule des großen Hochmeisters Winrich Kniprode besucht



Der Treuschwur des Kunrat Letzkau.

und seid sein Geheimschreiber gewesen. Das bürgt mir, daß ich eine gute Wahl getroffen habe."

Kunrat Letzkau verbeugte sich tief und leistete dann, vom Bürgermeister und den Ratsmännern dazu aufgefordert, Hand und Augen zum Kreuzbild erhebend, das an der Wand hing, den Schwur:

„Ich gelobe dem Rate, der Bürgerschaft und dem Volke der Stadt Treue und gute Dienste. Alles, Gut und Leben, will ich opfern für Danzigs Ehre und Größe!"

„Junger Freund, Ihr müßt Euch in Danzig ansässig machen und auf eigener Scholle wohnen", sprach der Patrizier Reinhard Niedenhof, als beide in dessen Hause traulich beisammen saßen.

„Das Amt eines Stadtschreibers nährt seinen Mann und auch das Weib, das er gefreit hat.“

Kunrat Letzkau erwiderte fröhlich lachend: „Euer Rat ist gut, ich will ihn befolgen.“

Er kaufte in der Sandgrube ein Stück Land, auf dem er ein Haus bauen ließ und ritt, nachdem es mit gutem und bequemem Hausrate ausgestattet worden war, an einem Maitage des Jahres 1380 den Weichselstrom aufwärts nach der Stadt Dirschau. Er rastete in einer Herberge, zog am nächsten Tage die besten Gewänder an und ging ins Haus des Patriziers Rolf Dahlen, das am Marktplatz lag.

Auf dem Beischlage stand die Maid Mechtildis, die bei seinem Anblicke tief errötete und die Augen senkte. Er bat sie, in das Haus eintreten zu dürfen. Dort ging er in das Gelaß, in dem der Patrizier saß und nannte, sich tiefverneigend, seinen Namen.

Rolf Dahlen stand auf, streckte ihm beide Hände entgegen und rief:

„Seid willkommen in meinem Hause! Ich kenne Euch schon lange, denn meine Ehefrau, die der liebe Gott vor kurzem zu sich gerufen hat, und meine Tochter Mechtildis sprachen oft von Euch, dem wagemutigen Manne, der sie beide aus der Todesnot erlöste. Wie sehnte ich mich, Euch zu sehen und Euch mit Blick, Wort und Händedruck zu danken. Was führt Euch in mein Haus? Gebt mir Gelegenheit, ich bitte Euch dringend darum, durch die Tat zu zeigen, wie sehr mein Herz Euch dankt!“

Kunrat Letzkau entgegnete: „Seit der Stunde, wo ich Eure edle Frau und die Maid Mechtildis aus den Flammen rettete, ist viel Zeit verflossen. Das Bild aber Eurer Tochter blieb mir unvergessen in der Seele. Ich erscheine heute vor Euch mit der Bitte: Gebt mir Mechtildis zur Ehefrau!“

Der Patrizier Rolf Dahlen faßte die Hand seines Gastes und sprach mit gerührter Stimme:

„Eure Werbung ehrt mich. Ich gebe Euch mit Freuden meinen Segen; denn Ihr habt in Danzig und im ganzen Weichsellande den Ruf eines ebenso ehrenhaften wie tüchtigen Mannes. Weiß meine Mechtildis, daß Ihr um sie freit?“

Kunrat Letzkau erwiderte: „Ich begegnete sie auf dem Beischlage des Hauses und weiß, daß sie mir gut gesinnt ist.“

Er verließ dann das Gelaß und ging durch den Flur zum Beischlag, wo die Maid Mechtildis saß. Er wiederholte: „Seit der Stunde, wo ich Euch aus der Todesnot erlöste, ist viel Zeit verflossen, Euer Bild aber blieb mir unvergessen in der Seele!"

Sie erwiderte leise, daß auch sie immer ihres wagemutigen Retters gedacht habe.

Kunrat Letzkau fragte: „Wollt Ihr meine Ehefrau werden?"

Sie neigte anmutsvoll das Haupt und erwiderte, magdlich errötend:

„Ich will es! Ich folge Euch gern, wohin Ihr mich als Eure Ehefrau führen werdet."

Wenige Monate später führte Kunrat Letzkau seine junge Ehefrau Mechtildis nach Danzig in das Haus an der Sandgrube.



Sechstes Kapitel.

Der falsche Prinz.

„König Olaf ist da! Er zieht durch das Hohe Tor in die Stadt ein. Heil und Gottes Segen für den jungen Fürsten! Es lebe König Olaf!"

So tönte es an einem Sommertage des Jahres 1388 aus der Volksmenge, die in Danzig seit dem frühen Morgen sich auf dem Langen Markt in hellen Haufen drängte und in den dort mündenden Gassen hin- und herwogte.

Vom Hohen Tore her klangen Trompeten und Hörner, und eine Schar Reiter, auf prächtig geschirrten Rossen sitzend, sprengte herein. Bei ihrem Erscheinen jauchzte das Volk auf und schwenkte die Mützen.

Hinter den Reitern erschien ein Jüngling, der einen Leibrock aus hellblauem Samt und darüber einen mit Hermelin besetzten offenen Mantel trug. Auf dem entblößten Haupte, von dem die fahlgelben Haare in langen Strähnen über Schultern und Rücken fielen, lag ein breiter Goldreif wie eine Krone.

Er wurde von der Menge mit dem Rufe: „Heil, König Olaf von Norwegen und Dänemark!" begrüßt.

Er war von kleiner, schmächtiger Gestalt. Die wasserblauen Augen blickten scheu nach allen Seiten; seine groben, unschönen Züge hatten einen kindlich schüchternen Ausdruck. Die Haltung auf dem Schimmel, der ihn trug, war wenig ritterlich. Sie verriet, daß ihm das Reiten schwer fiel.

Die Rufe aber: „Es lebe König Olaf", mit denen ihn die Danziger aus der Ferne begrüßt hatten, verstummten, sobald er so nahe kam, daß ihn jeder sehen und sein Äußeres prüfen konnte. Er gefiel den wenigsten.

Die Frauen und Mädchen der Bürger und Patrizier, die an den Fenstern und in den Erkern der Häuser standen und bei

dem Rufe: „König Olaf ist da. Er zieht durch das Hohe Tor in Danzig ein!“ mit ihren Tüchlein geweht hatten, steckten jetzt diese wie beschämt in die Gürteltaschen; mancher Bürger und Ritterbürtige spottete laut über den fremden Gast.

„Olaf ohne Land sieht wenig königlich aus. Er gleicht mehr einem Schneidergesellen, der auf einem Ziegenbock reitet. Dem glaubt keiner, daß er ein Königsohn ist. Seine Mutter, die stolze Margarete von Dänemark, hatte recht, sich seiner zu entledigen. Die nordische Semiramis, wie sie sich gern nennen hört, mag wenig Freude an ihrem Sprößling haben.“

So redeten die Bürger und die adeligen Junker untereinander; die meisten ihrer bösen Worte drangen an das Ohr des Jünglings, der, sie hörend, vor Zorn errötete, scheu dreinblickte und endlich die Augen senkte. Neben ihm ritt ein weißbärtiger, ganz in Scharlach gekleideter Mann, der eine Fahne, in deren Tuch ein hellblauer gekrönter Löwe eingestickt war, über seinem Haupte wehen ließ.

Der Zug erreichte endlich das Rathaus, und die Reiter stiegen von den Rossen.

Der als König Olaf begrüßte Jüngling ging die Steintreppe, die in den Oberstock führte, mit seinen Begleitern hinauf und schritt in den großen Saal, wo der Bürgermeister und viele Ratsmänner festlich gekleidet saßen und ihn offenbar erwarteten.

Der Jüngling trat in die Mitte des Saales, während sein Gefolge einen Halbkreis um ihn bildete; der Mann, der das königliche Banner trug, blieb dicht an seiner Seite.

„Edle Bürger der freien Stadt Danzig“, sprach er, das Haupt neigend, mit leiser Stimme. „Ich, Olaf, der König von Dänemark und Norwegen, biete Euch meinen Gruß!“

„Wir danken Euch für den Gruß!“ erwiderte der Bürgermeister in stolzem Tone, „und erwidern ihn.“ Er verneigte sich.

Dann sprach er weiter:

„Die Ehren aber eines Königs, die Ihr fordert, versagen wir Euch.“

Der Jüngling erblaßte; seine ganze Haltung verriet, daß die Rede des Bürgermeisters ihn verletzt habe.

Er beherrschte sich jedoch und sagte:

„Ich fordere nichts anderes, als daß Ihr, gerechte und edelherzige Männer, die Erzählung meines Schicksals anhört.“

„Sprecht, wie es Euch gefällt!" rief der Bürgermeister. „Wisset aber, daß Eure Worte uns nicht genügen werden. Wir fordern Beweise dafür, daß Ihr aus königlichem Blute stammt."

„Vor fünfundzwanzig Jahren", begann der Jüngling, „wählte Margarete, die Tochter des Königs Waldemar IV. von Dänemark, den König Hakoon VI. von Norwegen zum Ehegemahl. Der Sprößling ihrer Ehe steht vor Euch. Ich bin ihr Sohn, Prinz Olaf. Mein Vater starb, als ich zehn Jahre alt war; schon vorher hatte ich die Krone meines Großvaters geerbt. Meine Mutter herrschte an meiner Stelle bis zur Stunde, in der ich großjährig wurde. Es mißfiel ihr aber, daß ich die Krone der drei nordischen Königreiche tragen sollte; denn auch Schweden ist von meinen tapferen Kriegern bezwungen. Am Tage vor meiner Krönung wurde das Roß, auf dem ich in Kalmar einzog, plötzlich scheu, bäumte sich und warf mich aus dem Sattel. Mein Diener Knut entdeckte später, daß dem Tiere vor dem Ausritt ein glimmender Schwamm ins Ohr gesteckt worden war. Während ich im Bette lag, erschien der Leibarzt der Königin Margarete und brachte einen Trank, der mich, wie er sagte, vom Schmerz und Fieber befreien sollte."

„In dem Augenblicke, als ich den goldenen Becher, der ihn enthielt, an die Lippen setzte, küßte mein Diener Knut, der neben dem Bette kniete, meine Hand so ungestüm, daß ich erschrak und das Gefäß fallen ließ."

„Von dem Tranke, der auf den Boden floß, naschte mein Hündlein; kurze Zeit darauf krümmte er sich wie ein Wurm. Ein grünlich schimmernder Schleim schäumte aus seinem Maule, dann verendete es jäh."

„Mein Diener Knut, der mich wie seinen Augapfel hütete, rief: „Königlicher Herr, dankt dem Himmel für Eure Rettung, der Trank war vergiftet! Ich ahnte es und stieß absichtlich an die Hand, die den gefüllten Becher festhielt. Der Leibarzt, der Euch vergiften wollte, ist der Vertraute der Königin Margarete und ihr blind ergeben."

„Ich sprang trotz vieler Schmerzen und Schwäche aus dem Bette und wollte entfliehen. Knut aber, der treue, hinderte mich daran. Er rief:

„Ihr müßt um jeden Preis sterben und trotzdem am Leben bleiben."

„Ich starrte ihn entsetzt an, denn ich glaubte, er sei irrsinnig geworden."

„Versteht mich recht, königlicher Herr", fuhr er fort, „Eure Mutter, der ganze Hofstaat und das Volk in den drei Königreichen sollen Euch als tot betrauern, während Ihr, von mir ins Deutsche Reich geleitet, dort verborgen weiterlebt. Nach einem Gesetze der Natur überleben die Kinder ihre Eltern. Es wird auch für Euch die Stunde kommen, in der Ihr als Erbe der Kronen von Dänemark, Schweden und Norwegen wieder in die Heimat zurückkehrt!"

„Die Rede des treuen Dieners, des einzigen Freundes, den ich Armer besaß, tröstete mich wundersam; ich entschloß mich, die Rolle eines Sterbenden und Toten zu spielen."

„Als am anderen Morgen der Leibarzt der Königin Margarete in meinem Gelasse erschien, kam ihm mein Kammerdiener Knut jammernd und weinend entgegen. Auf das Bett zeigend, über das er eine Purpurdecke gebreitet hatte, rief er: „Mein geliebter Herr ist während der Nacht nach schwerem Todeskampfe verschieden. Das Antlitz des Toten ist auf rätselhafte Weise so entstellt, daß ich es verhüllen mußte. Keiner kann es ohne Grausen sehen!"

„Der Leibarzt, der offenbar ein böses Gewissen hatte, ging, ohne die Decke zu heben, aus dem Schlafgemach."

„Nachdem der Sarg gebracht worden war, hieß Knut alle Diener das Zimmer verlassen, legte ein großes Bündel Kleider und Steine hinein und verschloß ihn, während ich in seiner Kammer versteckt wartete, bis die Königin, die Edelherren und der ganze Hofstaat zu meinem Leichenbegängnisse erschienen."

„Es war sehr feierlich und geschah mit königlicher Pracht. Niemand schöpfte Verdacht, und ich hörte in meinem Verstecke die rührenden Worte, die der ehrwürdige Bischof von Lund vor dem Sarge sprach."

„In der kommenden Nacht zog ich ein Mönchsgewand an, verdeckte mit der Kapuze das Gesicht und floh durch eine Hinterpforte aus dem Königsschlosse. Mein Diener Knut hielt im Garten zwei Rosse bereit, die wir bestiegen und zum schnellsten Laufe antrieben."

„Mein Begleiter trug viel Geld in der Tasche und verschaffte uns im Hafen ein Schiff, das uns durch die Ostsee nach Danzig brachte. Wir wohnten eine Zeitlang in der Stadt, wo ich das

Mönchsgewand auszog und wieder als adeliger Junker gekleidet erschien."

„Eines Tages schlich Knut in die Herberge der nordischen Seefahrer und gesellte sich zu einigen Kaufherren, die aus Kalmar stammten. Sie erzählten, daß das Volk in den drei Königreichen nicht an meinen Tod glaube. Schwer bedrückt und tyrannisch beherrscht von der Königin Margarete, sehne es den Tag herbei, an dem ich, der ins Ausland Geflüchtete, wieder erscheinen werde."

Die Nachricht, die mir Knut brachte, erfüllte mich mit stolzer Freude. Ich wurde aber noch glücklicher gestimmt, als ich einige Stunden später in der Langgasse mehreren Kaufherren aus Dänemark begegnete. Bei meinem Anblicke blieben sie freudig erschreckt stehen, starrten mich wie ein Gespenst an und riefen wie mit einer Stimme: „König Olaf! König Olaf!"

„Sie verneigten sich tief, küßten Hand und Mantelsaum und huldigten mir wie ihrem Landesherrn. Alle beteuerten: „Es ist kein Zweifel. Ihr seid unser geliebter König Olaf."

„Aus Vorsicht, denn ich hielt sie für Späher, die die Königin mir nachgesandt hatte, gab ich mich nicht zu erkennen. Sie aber riefen ein um das andere Mal: „Ihr seid wahrhaftig unser König Olaf. Es hilft kein Leugnen. Ihr gleicht ihm wie ein Ei dem anderen!" Es blieb mir nichts übrig, als die Stadt Danzig zu verlassen; denn die Stunde meiner Rückkehr in die nordische Heimat war noch nicht gekommen."

„Von Knut begleitet, durchzog ich das Weichselland und nahm in der Stadt Graudenz Herberge. Hier glaubte ich mich vor meinen Feinden geborgen; denn die Heerstraße, die Danzig mit der Stadt Thorn verbindet, zog nicht durch mein Versteck."

„So lebte ich mit meinem treuen Diener ein Jahr lang, bis ein entsetzliches Unglück über uns hereinbrach. Der „Schwarze Tod", die Pest, war ins Weichselland eingekehrt."

„Eines Morgens erwachte ich und rief meinen Diener; er kam nicht. Ich trat an sein Bett, erschrak aber tödlich, denn ich erkannte ihn kaum mehr. Seine Haut war schwärzlich gefärbt und mit eiergroßen Beulen bedeckt, als hätte eine unsichtbare Hand ein Netz von Aschenflocken darüber gesponnen. Er krümmte sich vor Schmerzen wie ein Wurm, schrie und tobte, verstummte aber plötzlich; denn der „Schwarze Tod" griff nach wenigen Stunden voll entsetzlicher Qualen nach seinem Herzen."

„Ich stand verlassen und bettelarm in der Fremde, das mitgebrachte Geld war längst verbraucht. In meiner Not suchte ich hier und dort Arbeit, die mir das tägliche Brot beschaffen sollte; da ich sie aber niemals gelernt oder geübt hatte, so fand ich keine. Endlich verdingte ich mich als Knecht im Gehöfte eines Hintersassen, der vor den Toren der Stadt Graudenz wohnte und mir einen Unterschlupf gab. Ich mußte als Knecht hinter dem Pfluge gehen."

„Mein Herr, der Hintersasse, ließ mich hungern, schlug drein, wenn ich vor Müdigkeit rastete und behandelte mich wie ein Stück Vieh. Ich ertrug das Leben nicht länger und dachte schon, ihm freiwillig ein Ende zu machen. Da erinnerte ich mich an die Worte des Dieners Knut, die ich wie eine Prophezeiung im Gedächtnis behielt: „Königlicher Herr, Ihr werdet sicherlich in die Heimat zurückkehren!" und fügte mich in mein hartes Los."

„Als ich eines Tages vor Schwäche das Strohlager nicht verlassen konnte, jagte mich der Hintersasse durch Schläge vom Gehöft."

„Ich wanderte die Heerstraße entlang gegen Thorn und sank, von Hunger und Fieber gequält, bewußtlos in den Graben, der sie säumte. Dort fanden mich mehrere Kaufherren, die mit ihren Waren zu Markt zogen und erbarmten sich meiner Hilflosigkeit. Sie labten mich, bis ich wieder zum Bewußtsein kam."

„Wie erstaunte ich, als ich nach langer Ohnmacht erwacht, gut gekleidete Herren neben mir knieen sah, die mich scheu und ehrfurchtsvoll anblickten und wie einen Fürsten ehrten. Sie begrüßten mich als König Olaf. Zum ersten Male seit langer, langer Zeit hörte ich die Sprache meiner Heimat wieder; denn meine Samariter waren Dänen. Sie trugen mich ins Spital der Stadt Graudenz und ließen mich dort pflegen."

„Seit jener Stunde wendete sich mein Schicksal zum sonnigen Glück. Die Kaufherren gelobten mir treue Dienste, gaben mir soviel Geld als ich begehrte, warben ein Gefolge und huldigten mir als dem Herrn der drei nordischen Reiche."

„Von meinen treuen Anhängern begleitet, verließ ich das Städtchen Graudenz und wählte, viel edle Bürger, Eure Stadt zum Hoflager. Ich werde hier so lange Herberge nehmen, bis meine Boten, die ich nach Kopenhagen sandte, um meine Anerkennung zu erwirken, zurückgekehrt sind."

So schloß der Jüngling seine Rede.

Der Bürgermeister Adrian von der Linde und die Ratsmänner hatten ihm gespannt zugehört. Die Mienen der meisten verrieten die Stimmung ihres Innern. Sie drückten Zweifel an der Wahrheit der langen Erzählung oder heimlichen Hohn aus. Einer sagte leise zu seinem Nachbar: „Mit Worten schlägt man keinem ein Loch in den Schädel!“

Der Bürgermeister sprach in würdevollem Tone:

„Wir haben, wie Ihr gefordert, die Erzählung Eures Schicksales angehört. Was begehrt Ihr noch weiter?“

„Erweiset mir die Ehren, die mir als König gebühren“, erwiderte der Jüngling.

„Das kann erst dann geschehen, wenn Ihr uns durch untrügliche Beweise von der Wahrheit Eurer Erzählung überzeugt habt!“ erwiderte der Bürgermeister. „Wo sind Eure Vorsprecher, die den Eid leisten, daß Ihr aus königlichem Blute stammt, der König Olaf von Dänemark seid?“

Auf einen Wink des Jünglings schritten drei Herren seines Gefolges in die Mitte des Saales.

Der ältere von ihnen sprach: „Ich, Erik Erikson, Bürger und Kaufherr der Stadt Lund, schwöre: Der Jüngling, der hier vor Euch, freie Bürger der Stadt Danzig, steht, ist König Olaf von Dänemark. Ich kenne ihn von Kindesbeinen an und begegnete ihm ungezählt oft in meiner Vaterstadt, in der er und seine Mutter, die Königin Margarete, ihr Hoflager hielten.“

Dem Kaufherrn Erikson folgten die Patrizier Sten Sture und Jonas Swedenborg aus Kopenhagen und schwuren: „Der Jüngling ist wahrhaftig unser erhabener König Olaf!“

Auch der Bannerträger Knut Steffen, ein alter Kriegsmann, tat ein gleiches.

Der Bürgermeister, die Ratsmänner und die Stadtschreiber erhoben sich von ihren Sitzen; der erstere sagte:

„Wir freien Bürger der Stadt Danzig begrüßen Euch, König Olaf, als willkommenen Gast! Nehmt fürlieb mit den Ehren, die wir Euch bieten und herbergt hier, solange es Euch beliebt.“

Die Gäste aus dem Nordlande verließen wieder in feierlichem Aufzuge das Rathaus, und das Volk, das sich in den Straßen drängte, gab ihnen mit dem jauchzenden Rufe: „Es lebe König Olaf!“ das Geleite zur Heiligen Geistgasse, wo ihre Herberge lag.

Seitdem der Rat von Danzig den Jüngling als König anerkannt hatte, huldigte ihm die ganze Stadt. Das geschah so lange, bis eines Tages die Boten, die er nach Kopenhagen gesandt, zurückkehrten. Sie brachten weder Krone noch Reichssiegel mit, die sie in seinem Auftrage von der Königin Margarete empfangen sollten.

Das Gefolge des jungen Fürsten geriet darüber in Unruhe, und auch im Volke, das Tag um Tag in die Heilige Geistgasse kam und den König bei seinen Ausritten in hellen Haufen begleitete, gab es viele, die laut sagten:

„Wer weiß, ob die dänischen Kaufherren nicht getäuscht wurden! Vielleicht ist alles nur ein Gaukelspiel, das uns Danzigern das Geld aus der Tasche locken soll."

König Olaf lebte in Frohlaune und Prunk dahin. Keine Sorge drückte ihn; denn er hatte Geld, viel Geld, das wie eine ewige Goldquelle aus den Säcken der dänischen Kaufleute floß, und er streute es wie ein verschwenderischer Sämann aus. Wenn ihm einer oder der andere seiner Anhänger nicht willig zinste, so rief er, die rechte Hand gegen ein Kreuzbild erhebend:

„An dem Tage, an dem ich wieder als König in Kopenhagen einziehe, werde ich Dich und Deine Freunde königlich belohnen, königlich, wie noch niemals ein Fürst die Treue und Dienste seiner Untertanen belohnt hat!"

Im Spätsommer ritten zwei Herolde der Königin Margarete von Dänemark in die Stadt Danzig ein.

Ihr erster Gang geschah ins Rathaus, das sie in prächtigen Gewändern betraten. Sie trugen Leibröcke aus hellblauem Samt mit goldenen Stickereien und silberne Stäbe, deren oberes Ende ein Krönlein zierte.

Als sie im Saale, wo sich auf ihr Begehren der Bürgermeister und die Ratsmänner versammelt hatten, erschienen, sprach der ältere der Herolde im feierlichen Tone:

„Ich, Ritter Volkmar von Jakobson, erscheine im Namen meiner erhabenen Frau, der glorreichen Königin Margarete von Dänemark, Schweden und Norwegen und tue dem vieledlen Rate der Stadt Danzig kund: Der Geselle, der hier herbergt und sich König Olaf nennt, ist ein Betrüger. Leichtgläubige Kaufleute aus Dänemark ließen sich täuschen und gaben ihm Geld, daß er die schändliche Rolle spielte!"

Nachdem er geendet hatte, trat sein Begleiter vor und sprach:

„Ich, Olaf Wolfson, der Bürgermeister der Stadt Helsingborg, überbringe im Auftrage meiner glorreichen Frau, der Königin Margarete von Dänemark, Schweden und Norwegen die Forderung, daß der Betrüger, der sich König Olaf nennt, uns ausgeliefert werde. Wir werden ihn zur peinlichen Strafe in die Heimat führen.“

Der Bürgermeister überreichte eine Pergamentrolle, an der eine Kapsel an einer weißroten Schnur hing, die das Königliche Wappensiegel trug. Auf der Pergamentrolle war dasselbe geschrieben, was er gesprochen hatte.

Der Bürgermeister von Danzig erwiderte:

„Der Jüngling hat uns durch den Schwur von drei Vorsprechern seine Königliche Abkunft bewiesen. Er ist seitdem unser Gast. Seine Auslieferung verletzt das von alters her heilige Gastrecht.“

„Ihr seid schmählich von Betrügern getäuscht worden, viel-edle Bürger!“ rief der Hofherr. „Das entbindet Euch von der Pflicht, Euren Gast zu schützen.“

Und der Bürgermeister von Helsingborg fügte hinzu:

„Meine erhabene Frau, die glorreiche Königin Margarete, ist den Hansabrüdern zugetan. Die Stadt aber, die einen Betrüger, der ihr Krone und Reich rauben will, beherbergt, muß sie als Feindin betrachten. Sie, die Beherrscherin von zwei Meeren, wird sich an den Seefahrern und den Hanseaten dafür rächen. Ich kehre in unsere Herberge zurück und warte dort, was Ihr, edle Bürger, beschließen werdet. Vergesset nicht, daß die Entscheidung, ob Krieg oder Frieden zwischen dem Hansabunde und den nordischen Reichen sein soll, bei Euch liegt!“

Nachdem die Herolde sich entfernt hatten, saßen die Ratsmänner noch lange beisammen und sannen darüber nach, was geschehen sollte. Einige forderten ungestüm, daß das Gastrecht geschützt werden müsse.

„Der Jüngling, der sich als König Olaf huldigen läßt, darf um keinen Preis ausgeliefert werden!“

Die anderen stimmten für die Auslieferung des Jünglings, weil er die Stadt betrogen habe.

Lange schwankten die Meinungen hin und her, bis sich endlich ein jugendlicher Ratsmann erhob. Es war Kunrat Letzkau.

Er hielt das Buch der Heiligen Schrift in den Händen, öffnete es und las mit weithin tönender Stimme den lateinischen Text, den er den gespannt Zuhorchenden übersetzte:

„Evangelium Johannes, elftes Kapitel: „Da versammelten die Hohenpriester einen Rat und sprachen: Was tun wir? Einer aber unter ihnen sprach!"

Kunrat Letzkau las jetzt die Worte lateinisch: „Expedit vobis ut unus moriatur homo pro populo, et non tota gens pereat. Es ist besser, ein Mensch stirbt für das Volk, denn daß das ganze Volk verderbe."

Er schwieg dann und wartete.

Der Bürgermeister aber sagte: „Wir haben das Wort Gottes gehört. Es dringt wie ein Licht ins Dunkel unserer Ratlosigkeit und weist uns den Weg, den wir gehen sollen."

Die Ratsmänner wiederholten mit einer Stimme die Schriftworte: „Es ist besser, ein Mensch stirbt, denn daß das ganze Volk verderbe. Wir wollen mit der nordischen Königin Frieden halten. Der Jüngling mag ausgeliefert werden und sterben, wenn er ein Betrüger ist."

Das schlichte Bibelwort, von Kunrat Letzkau vorgelesen, hatte sie wie mit einem Zauberschlage einig gemacht, deshalb dankten sie ihm mit Zuruf und Händedruck.

„Ihr habt aufs neue gezeigt", sagte der Bürgermeister Adrian von der Linde zu ihm, „daß meine Wahl, die Euch in den Dienst unserer Stadt rief, gut gewesen ist."

Einige Stunden später erschienen die Herolde der Königin Margarete von Dänemark wieder vor den versammelten Ratsmännern, um die Entscheidung zu holen.

Der Bürgermeister verkündete:

„Der Jüngling, der sich König Olaf nennt, soll in seiner Herberge von Stadtbütteln gefangen und in das dänische Schiff, das im Danziger Hafen ankert, gebracht werden."

Der Hofherr zog eine Pergamentrolle mit dem königlichen Wappensiegel aus den Falten seiner pelzverbrämten Schaube, entrollte sie und las laut:

„Wir, Margarete, Königin von Dänemark, Norwegen und Schweden, geloben: Wenn der Jüngling, den die Bürger der Stadt Danzig in Unsere Hand auslieferten, seine königliche Abkunft untrüglich beweist, so werden Wir ihn als Unseren Sohn

aufnehmen. Er soll an Unserer Stelle die Krone der drei Königreiche tragen."

Am nächsten Morgen lichtete das dänische Schiff, das die Herolde und ihren Gefangenen an Bord trug, die Anker und segelte durch die Ostsee nach der dänischen Küste.

Der Jüngling erschien wenige Wochen später in Kopenhagen vor dem Richter; doch schon nach seinen ersten Worten hatte man den Betrug erkannt.

„Deine Sprache verrät, daß Du kein Däne bist!" schrie der Oberrichter. „Bekenne die Wahrheit, ehe wir Dich durch die Folter dazu zwingen."

Als das Wort Folter an das Ohr des Jünglings klang, fiel er auf seine Kniee, zitterte an allen Gliedern, weinte, jammerte und beichtete endlich: Er sei von den dänischen Kaufleuten, die ihn verhungernd auf der Heerstraße des Weichsellandes fanden, überredet worden, die Rolle des König Olaf zu spielen. Die Erzählung vor dem Rate der Stadt Danzig sei eine Lüge gewesen. Er schloß:

„Ich heiße Hans Wolf und stamme aus Böhmen. Meine Eltern, die in einem Dorfe bei Eger als arme Bauersleute hausten, jagten mich, als ich zwölf Jahre alt war, aus der Hütte. Ich sollte mir selbst mein Brot verdienen. Gnade! Gnade! Schont mein Leben!"

Königin Margarete von Dänemark verurteilte ihn trotz der Fürbitte vieler Frauen ihres Hofstaates und der Bürger von Kopenhagen zum Feuertode.

Der böhmische Bauernjunge Hans Wolf wurde in die Stadt Schonen geschleppt und auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

So endete der falsche Prinz.

Siebentes Kapitel.

Die Schlacht bei Tannenberg.

An einem Frühlingstage des Jahres 1407 lagen die Schleier einer tiefen Trauer über der Marienburg; denn der Hochmeister Kunrat von Jungingen rang mit dem Tode.

Seelenruhig und gottesfroh sah er seinem Ende entgegen.

Als die ersten Strahlen der Morgensonne in sein Schlafgemach leuchteten, erwachte er aus kurzem Schlummer, der ihn nach einer schlaflosen Nacht erst beim Morgengrauen heimgesucht hatte. Seine Augen wanderten unruhig hin und her, als suchten sie etwas, bis sein Blick auf dem Ordensbruder, der neben dem Bett kniete, haften blieb. Es war der Großkomtur Kunrat von Lichtenstein.

„Du hast viele Nächte bei mir gewacht, lieber Bruder. Der liebe Gott lohne es Dir!“ sagte der Hochmeister mit kaum hörbarer Stimme. „Das Sterben wird mir schwer.“ Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust.

„Beruhigt Euch, ehrwürdiger Herr“, entgegnete der Großkomtur. „Es ist noch Hoffnung da, daß Ihr am Leben bleiben werdet.“

Der Greis schüttelte das Haupt.

„Ich weiß, daß mein Ende nahe ist. Ich kann aber nicht ruhig und gottfreudig wie es einem Rittermönche ziemt, ins Jenseit hinübergehen, solange mich die schwere Sorge um den Orden und um mein geliebtes Preußen verzehrt. Warum erscheinen die Brüder nicht an meinem Bette? Ich will noch einmal zu ihnen sprechen.“

Der Großkomtur winkte einem Diener, der an der Tür der Meisterstube stand und befahl ihm leise:

„Rufe die Gebietiger und alle Brüder aus der Marienburg in das Gemach des Hochmeisters.“

Kurze Zeit darauf traten die Gerufenen ins Gelaß und schlossen einen Kreis um das Sterbelager.

„Seid bedankt, daß Ihr meinem Rufe gefolgt!“ sprach Kunrat von Jungingen. „Hört das letzte Wort Eures Meisters. Es soll Euch ein Vermächtnis sein.“

„Ich werde bald vor dem Richterstuhle Gottes stehen und meinem Erlöser über Amt und Herrschaft, die er mir anvertraute, Rechnung geben. Er wird mich fragen: ‚Wen hast Du zu Deinem Nachfolger bestellt? Ist es ein Mann, der nach meinem Bilde rein an Geist und Leib ist, gehorsam und arm, der des Ordens Ehre niemals verletzte? Liebt er Eintracht und Minne?‘“

Der Hochmeister verstummte plötzlich, denn das Sprechen hatte seine letzte Kraft verbraucht. Er sank in die Kissen zurück und lag eine zeitlang mit geschlossenen Augen regungslos da.

Die Brüder knieten ringsum und beteten. Keiner redete ein Wörtlein.

Als der Hochmeister aus seiner Ohnmacht wieder erwachte, fuhr er fort:

„Ich weiß, daß Ihr meinen leiblichen Bruder Ulrich von Jungingen liebt. Die meisten sinnen darauf, ihn zu meinem Nachfolger zu wählen.“

Er erhob sich, die letzte Kraft zusammenraffend, aus den Kissen und sprach so laut als er es vermochte:

„Ulrich ist ein gottfroher Mann und hat ein edles Herz.“

„Er liebt aber Schwertschlag und Fehde mehr als es einem Gottgeweihten ziemt.“

„Ich beschwöre Euch! Legt das schwere Amt eines Hochmeisters nicht in seine Hände!“

„Unser Staat ist von Feinden wie ein Edelwild von wütenden Bestien umringt. Die Litauer und die Polen lauern, um ins Land einzubrechen; in Preußen selbst sinnen Bürger und Adelige auf ihren Abfall vom Orden. Die Hansabrüder in den Städten wollen nicht mehr Untertanen, sondern freie Bürger sein, und die adeligen Junker haben den Geheimbund der Eidechsenbrüder gestiftet, durch den sie die Herrschaft im Lande gewinnen wollen. Sie huldigen heimlich dem Könige von Polen. Er gelobte ihnen mit glatter Zunge und falschem Herzen Rechte und Freiheiten.“

„Ihr sollt keinen Bruder zum Hochmeister wählen, dem es an besonnener Ruhe und Friedensliebe fehlt. Mit der Wahl

meines Bruders Ulrich beschwört Ihr ein schweres Unglück über Preußen herauf."

Erschüttert durch diese ernsten Worte und tränenden Auges gelobten alle Ordensgebietiger: „Euer Wille, ehrwürdiger Meister, soll geschehen. Wir werden keinen Bruder, dem ruhige Besonnenheit und Friedenswille fehlen, zu Deinem Nachfolger wählen."

Ulrich von Jungingen, der Bruder des Sterbenden, schwieg und blickte sinnend durch das Fenster ins Land hinaus.

„Ich danke Euch!" flüsterte der Hochmeister; ein verklärendes Lächeln, der Widerschein seines zufrieden gestimmten Innern leuchtete wie Sonnenschein über sein Antlitz, in das Alter, Sorgen und Schmerzen tiefe Falten gegraben hatten.

Ein letzter Seufzer, ein letzter Gruß an die Brüder, ein letzter Blick auf das Kreuzbild, das der Priester Wisinto ihm vor die Augen hielt, und Kunrat von Jungingen gab seinen Geist auf.

Wenige Wochen später zogen die Brüder in das Hochschloß und durch die „Goldene Pforte" zur Sankt Marienkirche.

Es hatten sich denen, die in der Marienburg wohnten, die Ritter aus den Ordensburgen des Weichsellandes zugesellt.

Alle stimmten vor dem Altare den Sang: „Veni sancte Spiritus! Komm heiliger Geist", an. Dann beteten sie, der Herr möge sie erleuchten, daß sie einen des Amtes würdigen Bruder zum Hochmeister wählten.

Nach dem Gottesdienste wallte der Zug in den großen Kapitelremter; der Großkomtur Kunrad von Lichtenstein redete dort von den Gefahren, die dem Orden durch die Litauer und die Polen drohten.

Fürst Kynstudt, der allen Christen Vernichtung geschworen, sei gestorben. Der Sohn seines Bruders Olgjerd, Prinz Jagello, der ein Christ geworden, hatte ihn in die Bergfeste Krewen, die im Urwalde Litauens lag, gelockt und dort in den Hungerturm eingeschlossen. Er jagte Kynstudts Sohn Witold aus dem Lande und freite Hedwig, die Herrin von Polen. Er nannte sich als König von Polen Wladislaw II.

Der Großkomtur endigte seine Rede mit den Worten:

„Der Polenfürst ist schlau wie ein Fuchs, treulos und verlogen wie Judas Ischariot! Wladislaw gelobte dem Orden, daß alle Litauer sich zu Christi Kreuz bekehren werden. Wißt Ihr

aber, liebe Brüder, wie er sein Gelöbnis erfüllte? Er versöhnte sich mit seinem heidnischen Vetter Witold, und beide, Christ und Heide, verbündeten sich gegen uns, die Brüder vom Deutschen Orden."

An der Tür des Remters erschien ein Witing, der dem dort die Wache haltenden Bruder ein verschlossenes Pergamentblatt überreichte.

Es war ein Schreiben des Komturs von Rastenburg, das der Großkomtur laut las:

„Der Großfürst Witold von Litauen sendet Euch, den Großgebietigern, durch mich die Botschaft: Wenn das Korn in Preußen reif geworden ist, werde ich wie ein Wolf dort einbrechen. Alle Deutschen sollen mit Feuer und Schwert vernichtet werden. Wir Litauer werden sie bis in die Ostsee jagen, daß sie darin ersaufen".

Die Botschaft des Litauerfürsten wirkte wie ein Donnerschlag, der zur Nachtzeit in ein Gemach dröhnt und die Schläfer jäh aufweckt.

Die Brüder streckten ihre Arme gen Himmel; die Augen blitzten voll kriegerischen Feuers, dann riefen sie wie mit einer Stimme:

„Gott will es! Wo ist der Held, der uns von der Geißel der Litauer und Polen befreit? Wir werden ihm folgen, mag es auch Leib und Leben kosten!"

Jetzt stand der Ordenstreßler Thomas von Merheim auf. „Kunrat von Jungingen," sprach er, „beschwor uns Brüder am Sterbebett, nur einen Bruder voll besonnener Ruhe und Friedensliebe zu seinem Nachfolger zu wählen. Er ahnte in jener Stunde nicht den Treubruch des Königs Wladislaw. Euer neuer Hochmeister muß ein Kriegsmann vom Scheitel bis zur Sohle sein; denn nur ein solcher kann Orden und Land vor der Vernichtung retten!"

Die Brüder riefen: „Wir begehren einen Kriegsmann zum Hochmeister!"

Der Ordenstreßler ergriff die Hand Ulrichs von Jungingen und rief mit weithin tönender Stimme:

„Ich wähle den Bruder Ulrich von Jungingen zum Hochmeister!"

Die meisten Brüder drängten sich um jenen, der hochaufgerichtet und in stolzer Haltung dastand, erhoben ihre Hände und riefen:

„Wir wählen den Bruder Ulrich von Jungingen zum Hochmeister!"

Nur wenige greise Brüder redeten dagegen; ihre drängende Mahnung: „Gedenket an die letzte Bitte des sterbenden Hochmeisters!" verklang ungehört.

Die Wahl Ulrichs von Jungingen, dessen Tapferkeit weithin berühmt war, schüchterte die Litauer ein; ihr Großfürst Witold wagte nicht den Einbruch in Preußen, den er geschworen hatte. Er und seine Stammesgenossen blieben in ihren Wäldern und warteten auf eine günstige Stunde, in der sie ihren Vorsatz, alle Deutschen zu vernichten, ausführen konnten.

Der neue Hochmeister zeigte schon in den ersten Jahren seines Amtes, daß er ein Kriegsmann vom Scheitel bis zur Sohle war; denn er rief alle wehrtüchtigen Männer im ganzen Lande zu den Waffen, um gerüstet den Feind zu erwarten.

Jeder deutsche Lehnsmann, der mindestens hundert Morgen Land zu eigen hatte, mußte, sobald das Kriegsgeschrei erschallte, vom Haupte bis zum Fuße in Eisen gehüllt und auf einem Streitrosse sitzend in Begleitung von zwei oder drei Reisigen in der nächsten Ordensburg erscheinen. Die ärmeren Lehnsleute aber zogen mit der Platte, dem eisernen Brustharnisch, mit Eisenhut, Schild und Speer bewaffnet, dorthin und bildeten größere Heerhaufen, die im Felde den Plattendienst leisteten.

Neben den deutschen Ansiedlern bewaffneten sich auch die Nachkommen der zum Christentume bekehrten Pruzzen; ihre Wehr bestand aus Eisenhut, Schild, Schwert und der Brunie, einem kleineren Brustharnische. Ihr Haufe leistete im Felde den Bruniendienst.

Zu Beginn des Jahres 1410 sandte der Hochmeister Ulrich von Jungingen an alle Städte im Lande Boten und forderte ihre Hilfe, und die Hansabrüder durften sie ihm nicht verweigern; denn vor einem Jahrhunderte hatten die Brüder vom Deutschen Orden alle deutschen Ansiedler zur allgemeinen Wehr verpflichtet.

So kam es, daß bei Sommersanfang zwölfhundert berittene Wäpner und Schützen, gut bewehrt, aus Danzig nach Schwetz rückten, wo der Hochmeister das Ordensheer sammelte.

Die Stadtwehr führte Albrecht Mantel; ihr Banner mit dem weißroten Wappenschilde trug der Patriziersohn Andreas Fechtner.

Als König Wladislaw, der in der Stadt Plozk sein Hoflager hielt, das durch ganz Preußen schallende Kriegsgeschrei hörte, geriet er in hellen Zorn; denn sein listiger Traum: „Ich und die Litauer werden heimlich dort einbrechen und die Brüder vom Deutschen Orden wie den Hansabund überrumpeln!" glich jetzt dem Netze einer Spinne, dessen Fäden eine säubernde Menschenhand zerriß.

Er war aber ein alter Fuchs, der immer noch ein Loch zum Entschlüpfen wußte; deshalb sandte er den Erzbischof von Gnesen als Friedensboten in die Marienburg.

Der Hochmeister erwies dem frommen Manne die Ehren, die ihm gebührten, blieb aber hart wie ein Granitstein, als jener im Namen des Königs von Versöhnung und Waffenruhe redete.

„Mein Herr, der Polenfürst ist ein Stamm- und Blutsverwandter des Litauer Witold," sagte er. „Der Schlag, mit dem Ihr jenen vernichtet, trifft den König Wladislaw!"

„Ich werde an der Spitze eines mächtigen Heeres selbst nach Litauen ziehen gegen den Räuber Witold!" rief der Hochmeister.

„Tut das nicht!" unterbrach ihn der Erzbischof. „Ich beschwöre Euch! Hütet Euch, die Polen zu Feinden zu machen!"

„Ich fürchte weder sie noch die Litauer," entgegnete Ulrich von Jungingen. „Wenn König Wladislaw für den Raubgesellen Witold in die Schranken tritt, so werde ich ihn selbst befehden. Mein Schwert soll dann statt der Glieder das Haupt treffen."

„Ein Kriegszug nach Polen ist mir willkommener als eine Heidenfahrt; denn ich und meine Reisigen lagern lieber in einer bebauten als in einer wüsten Landschaft."

Der Hochmeister verließ am dritten Juli des Jahres 1410 mit den Ordensgebietigern und seinem ganzen Gefolge die Marienburg.

Er hatte am Vorabende im Remter des Meisterhauses einen Kriegsrat gehalten, den Komtur der Ordensburg Mewe, Friedrich von Wallenrod, zum Ordensmarschall gewählt und den Grafen von Zollern und den Komtur Heinrich von Plauen zu Grenzwächtern im Osten und Westen bestellt.

Er rief alle Brüder unter die Waffen und beschwor sie mit beweglichen Worten: „Seid tapfer, wie es einem Ritter, der Christi Kreuz trägt, geziemt!"

Aus Pomesanien und dem Kulmerlande zog das Ordensheer den Drewenzfluß entlang nach dem Dobriner Gebiete, und im Blachfelde von Kauernik hielt der Hochmeister die große Heerschau.

Dreiundachtzigtausend Mann standen unter der Ordensfahne, die das Bildnis der Himmelskönigin zierte. Es zogen siebenundfünfzigtausend Wäpner und sechsundzwanzigtausend Reiter, denen sechzig Banner vorangetragen wurden, gegen den Feind.

In der Stunde der Heerschau erschienen die vom Ordensmarschall ins Polenlager gesandten Späher und meldeten: „Das Heer der Polen zählt hundertdreiundsechzigtausend Krieger. Den sechzigtausend Polen und zweiundvierzigtausend Litauern stehen vierzigtausend Tataren und einundzwanzigtausend Söldner aus Böhmen, Mähren und Ungarn zur Seite. Ihr Führer ist der Schwertträger von Krakau Zindram, ein alter, in vielen Schlachten erprobter Krieger."

„Der Feind ist uns an Zahl der Streiter doppelt überlegen!" rief der Hochmeister bei dieser Kunde. „Das darf uns aber nicht Mut und Ruhe rauben. Jeder von uns wird dann zwei Gegner vor der Spitze von Lanze oder Schwert erblicken und doppelt wuchtige Streiche führen müssen!"

Am Frühmorgen des fünfzehnten Juli sandte der Ordensmarschall Friedrich von Wallenrod nach alter Kriegssitte zwei Herolde ins Lager des Polenkönigs; sie trugen über dem Panzer einen Waffenrock, in dem das Bild eines schwarzen Adlers, der ein weißes Kreuz in den Fängen hielt, eingestickt war.

Sie sprachen zum König Wladislaw, ihm zwei Schwerte überreichend:

„Wähle eins von den Schwertern für Dich aus und sende das andere an den Litauerfürsten Witold. Erscheint morgen beide im freien Felde zum Zweikampf gegen die Ritter unseres Heeres."

König Wladislaw berührte keins der dargebotenen Schwerter, riß aber einen Dolch, dessen Griff funkelnde Edelsteine zierten, aus dem Gürtel und warf ihn gegen einen an der Wand hängenden Schild.

Der Dolch sauste wie ein Pfeil durch die Luft und blieb in der Mitte des Schildes stecken. Alle staunten über den gelungenen Wurf.

Der König rief: „Sage Deinem Herrn die Botschaft: Wie der Dolch die Schildmitte, so wird in der Schlacht mein Schwert das Herz des Hochmeisters treffen!“

Er kehrte den Herolden den Rücken und ritt ins Lager. Dort trat ihm der Großfürst Witold entgegen und sagte leise:

„Nach dem Gewitter der letzten Nacht wird der Tag heute heiß werden. Die Sonne leuchtet vom wolkenlosen Himmel. Es ist mein Rat, daß wir Litauer erst in der Mittagsstunde, wenn sie sengend niederbrennt, den Feind angreifen. Die in Eisen gehüllten Ritter und Reisige und ihre schweren Rosse werden, durch die Glutstrahlen ermattet, dann weniger Widerstand leisten.“

„Dein Rat ist gut“, erwiderte der König. „Sorge dafür, daß er zur Tat wird.“

Er suchte dann das Feld auf, in dem die Tataren, die aus Rußland hergezogen waren, lagerten.

Es waren kleine hagere Gestalten, die unsicher auf den Füßen standen und dadurch verrieten, daß sie sich nur auf dem Rücken eines Rosses sicher fühlten. Gesicht und Hände hatten eine fahlgelbe Farbe. Die breiten Backenknochen, zwischen denen eine stumpfe Nase mit weiten Flügeln saß, kleine geschlitzte Augen, ein breiter Mund, von dem ein zottiger Bart niederhing, struppiges Haar und eine niedrige Stirn ließen sie abschreckend häßlich erscheinen. Ihr Kleid bestand aus einem weitfaltigen Pelzrocke, den an den Hüften ein eiserner Gürtel umschloß. Den Kopf bedeckte eine spitze Fellmütze; die Beine steckten in Hosen aus zottigen Fellen und die Füße in Lederschuhen.

Der Hochmeister Ulrich von Jungingen stellte sein Heer südwärts vom Dorfe Grunwald in drei Schlachtreihen auf.

Die erste, die er führte, hielt vor dem Dorfe Tannenberg.

Das Ordensheer fiel, als die Sonne aufgegangen war, auf die Kniee und sang, die Augen zum Bildnis der Himmelskönigin Maria erhebend:

„Jesu Christe, erbarme Dich unser! Kyrie eleison! Erbarme Dich unser!“

Man wartete seit dämmerndem Morgen auf den Feind. Er erschien aber nicht; denn der kluge Rat des Litauerfürsten war zur Tat geworden.

Die Mittagssonne leuchtete sengend vom wolkenlosen Himmel; da gab Fürst Witold das Zeichen zum Angriffe.

Sobald seine Scharen heranstürmten, sandten die Blyden, die Feldschlangen des Ordensheeres, einen Hagel von Steinkugeln in ihre Reihen, die breite Lücken rissen. Trotzdem gingen die Litauer vorwärts, bis sie auf Schwertlänge den christlichen Streitern gegenüberstanden.

Jetzt kämpften Mann gegen Mann.

Das Klirren der Waffen, das Getöse der schweren Schwerthiebe, die gegen Panzer und Eisenhut anprallten, das wilde Geschrei der Krieger und der Jammer der Verwundeten tönten weithin ins Gelände.

Die Litauer wankten und wichen zurück.

Der Großfürst Witold stieß einen wilden Fluch nach dem anderen aus und drängte sein Roß zwischen die Fliehenden.

Wenige blieben stehen und kehrten um. Die meisten jagten in die Ebene hinaus, während andere, denen die christlichen Reiter auf den Fersen saßen, zum Maranseflusse rannten. Ehe sie aber seine Flut erreichten, um sie zu durchschwimmen, blieben sie im sumpfigen Boden stecken. Sie versanken tiefer und tiefer ins Moor und verschwanden in der schwarzen Tiefe.

Vor dem Dorfe Grunwald stand die zweite Schlachtreihe des Ordensheeres, gegen die eine Schar Polen nach der anderen rannte.

Ihre Reiter flogen auf ihren kleinen Rossen windschnell hin und her und umschwärmten, zu kleinen Haufen gesondert, wie Stechfliegen die schwer gepanzerten Ordensritter. Sie schleuderten Pfeile, kurze Lanzen und Messer mit sicherm Wurfe auf sie, und wo in der Rüstung eine ungeschützte Stelle war, drang das Wurfgeschoß ein und verwundete Ritter und Reisige.

Es war ein heißes Ringen, bis endlich die Polen hier und dort zurückwichen. Ihr Führer Zindram nahm das polnische Reichsbanner mit dem weißen Falken in die rechte Faust, ließ es hoch in den Lüftern flattern und rief mit weithin schallender Stimme:

„Vorwärts! Vorwärts! Schonet keinen Deutschen!"

Die Ordensritter rückten langsam, aber wuchtig wie ein Keil aus Menschenleibern in ihre Reihen und führten gar wuchtige Hiebe.

Ein Hügel von Verwundeten und Leichen türmte sich ringsum auf.

Sie freuten sich schon des Sieges und stimmten den Sang: „Christ ist erstanden! Wir wollen fröhlich sein!“ an.



Die Schlacht bei Tannenberg.

Der Polenführer Zindram war ein zäher Kriegsmann, der um jeden Preis siegen wollte.

In der Stunde, in welcher seine Scharen zurückwichen, dachte er an die Tataren, die König Wladislaw hinter seiner

Schlachtreihe aufgestellt und dort warteten, bis sie hier oder dort zur Hilfe gerufen wurden.

Zindram sandte einen Boten an ihren Führer: „Kommt, so schnell als Eure Rosse laufen können, uns zur Hilfe!"

Als sie nach kurzer Zeit erschienen, stellte er sich an ihre Spitze und führte sie gegen die Schlachtreihen des Ordensheeres.

Der Ritter Leopold von Köckeritz stürmte mit eingelegter Lanze gegen den König und brach sich durch die Feinde Bahn.

In dem Augenblicke aber sprengte der Starost Olsnitzky heran und stach das Roß des Ritters nieder. Es sank in die Wiese, sein Reiter verlor beim Sturze die Lanze.

König Wladislaw war gerettet.

Von zwei Seiten bedrängt, mußten die Brüder vom Deutschen Orden das Reichsbanner, das sie schon erobert hatten, im Stich lassen. Zwanzig polnische Reiter stürzten auf den Bruder, der es in der Faust hielt, los und hieben ihn mit ihren Krummsäbeln in Stücke.

Das Banner, das ein Pole ergriffen hatte, flatterte wieder hoch in den Lüften. Sein Bild wurde von den Polen und Litauern, die noch im Felde standen, mit Geschrei begrüßt. Sie stürmten aufs neue ermutigt vorwärts.

Vor dem Dorfe Tannenberg hielt der Hochmeister Ulrich von Jungingen, von den Ordensgebietigern und den Komturen umgeben.

Er saß auf einem weißen Streitrosse und trug eine goldene Rüstung; auf seinem Helme, der im Glanze der Sonne weithin leuchtete, wallten weiße und schwarze Federn.

Er bot das Bild eines Helden der sagenhaften Vorzeit.

Die beiden Flügel des Ordensheers waren durch den Ansturm der an Zahl überlegenen Polen und Tataren zurückgewichen; der Feind wandte sich jetzt siegestrunken gegen die Mitte, die der Hochmeister Ulrich von Jungingen anführte.

Von rechts und links her drangen die Feinde gegen seine kleine Schar vor.

Sie glich einem Walle, gegen den die Wogen einer Sturmflut anbranden. Die langen Schwerter der Ritter mähten wie die Sensen der Schnitter zur Erntezeit in den Reihen des Feindes. Da tönte ein lautes Kampfgeschrei.

Der Hochmeister blies in sein silbernes Horn, das am Sattelknopfe hing, und sammelte seine Brüder. Boto von Liebenberg

und Johannes von der Platten, seine Kumpane hielten dicht neben ihm.

Der Feldhauptmann der Polen, Zindram, jagte mit einigen Fähnlein aus dem dichten Gehölze gegenüber dem Dorfe Tannenberg hervor und griff die Schar des Hochmeisters von vorne an; auch der Großfürst Witold erschien mit einer frischen Reiterschar.

Das kleine Ordensheer wurde jetzt von drei Seiten her bedrängt.

Der Ordensmarschall Friedrich von Wallenrod rief: „Wir können hier nicht länger standhalten!“

Und sich an den Hochmeister wendend, fuhr er fort: „Ihr seid verloren, hoher Herr, wenn Ihr noch länger im freien Felde bleibt. Sucht Deckung!“

Ulrich von Jungingen aber erwiderte: „Das soll, so Gott will, nicht geschehen. Wo so mancher Bruder und tapfere Streiter Christi tot liegt, will ich nicht aus dem Felde reiten. Ruft die Fähnlein herbei, die beim Dorfe Grunwald im Hinterhalte liegen!“

Es geschah, und der Hochmeister ritt an der Spitze der sechzehn Fähnlein frischen Reitervolkes gegen den Feind.

Viele polnische Edelherren stellten sich ihm in den Weg, und einer von ihnen, Bogeslaw Revinsky, schleuderte mit geschicktem Wurfe die Lanze gegen ihn.

Der Hochmeister beugte sich zur Seite und die Waffe traf sein Roß, das niederstürzte; mit ihm fiel auch der Reiter zu Boden.

In diesem Augenblicke schlossen die Ordensgebietiger Albrecht von Schwarzburg, Friedrich von Wallenrod und Thomas von Meerheim und mehrere Komture einen Kreis um ihn und deckten ihn mit ihren Leibern. Ihre langen Schwerter glichen einem eisernen Zaune, hinter dem der Hochmeister Zeit fand, sich vom Boden zu erheben und das Schwert, das ihm entfallen war, zu ergreifen.

Ein Ordensgebietiger nach dem anderen sank unter den Streichen und Lanzenstichen der Polen und Litauer. Jetzt traten die Komture Graf Sayn von Thorn, Sieghart von Ramingen aus Mewe und Wilhelm von Helfenstein an ihre Stelle. Da trafen zwei feindliche Geschosse Stirn und Brust des Hochmeisters; er sank in die blutnasse Wiese.

Mit dem leisen Rufe: „Herr Jesu, sei meiner Seele gnädig!“ hauchte er seine heldenmütige Seele aus.

Ein Haufen von Toten und Verwundeten türmte sich ringsum auf. Er bildete die Wehrmauer, hinter der die letzten Brüder Arnold von Baden und Guntram von Seehausen die Leiche ihres Hochmeisters verteidigten, bis auch sie als Helden starben.

Die Sonne war im Verglimmen; die Dämmerung lag wie ein riesiger, grauer Schleier auf dem Schlachtfelde von Tannenberg, über das König Wladislaw mit dem Großfürsten der Litauer und dem Feldhauptmann Zindram als Sieger ritten.



Gedenkstein bei Tannenberg.

Mit dem Hochmeister Ulrich von Jungingen waren acht Ordensgebietiger, über zwanzig Komture, zweihundert Ordensbrüder, sechshundert Ritter und vierzigtausend Reisige gefallen.

Das Heer der Polen hatte zwölf Führer und sechzigtausend Streiter verloren.

Die prophetischen Worte des sterbenden Hochmeisters Kunrat von Jungingen: „Wenn Ihr meinen leiblichen Bruder Ulrich zum Hochmeister wählet, werdet Ihr ein schweres Unglück über Preußen heraufbeschwören!“ hatte sich erfüllt. Das Schlachtfeld von Tannenberg war nicht allein das Grab, in welches das Ordensheer sank, sondern auch der Sarg, in dem Macht und Größe des Ordens gebettet wurden.

Die Brüder vom Deutschen Orden trugen selbst viel Schuld an ihrem Untergange; denn sie hatten das Wort ihres größten Hochmeisters Winrich Kniprode vergessen:

„Unser Orden gedeiht an Macht und Reichtum. Laßt uns auch an Demut gedeihen; nur bei solcher Tugend verzeiht die Welt uns unser Glück.“

Achtes Kapitel.

Ein Ritt ums Leben.

Ein Julitag mit heißen Lüften und duftschweren Nebelschleiern, wie sie zu Sommerende zwischen Himmel und Erde auf- und niederwallen, dämmerte über der Stadt Danzig.

Schon seit dem Morgengrauen herrschte reges Leben auf den Straßen. Auf den Gesichtern der Leute lag ein Ausdruck der Sorge, Angst und einer Neugierde, die wie ein Feuerfunken im Innern brennt.

Die Bänke in den engen Gassen und die Buden auf den Beischlägen standen leer; denn die Krämer und Handwerker, die dort Waren feilboten, hatten sie ebenso in Stich gelassen wie die Käufer, die an anderen Tagen in hellen Haufen sich herandrängten.

Jeder hastete schnell zum Rathause. Überall klangen die gleichen Fragen:

„Was wißt Ihr Neues? Ist noch kein Bote aus dem Dobriner Lande gekommen? Wer wird Sieger bleiben, das Ordensheer oder der Polenkönig?"

Je näher die Frager, die fieberhaft erregt waren, dem Rathause kamen, desto langsamer mußten sie gehen; denn auf dem Vorplatze drängten sich Tausende von Menschen.

So oft ein Ratsmann oder Stadtschreiber durchs Tor schritt, tönte ihm von allen Seiten der Ruf ins Ohr: „Was wißt Ihr Neues? Hat das Ordensheer gesiegt?"

Reisige und Wäpner standen im Flur des Rathauses und wehrten jeden, der in den Oberstock hinaufsteigen wollte, ab.

In der Ratsstube ging der Bürgermeister Adrian von der Linde rastlos auf und nieder. Er setzte sich bald auf einen Stuhl und sprang bald wieder, wie von einer unsichtbaren Hand gestoßen, auf und spähte, ans Fenster eilend, ins Freie.

Endlich wurde die Tür rasch geöffnet, und auf der Schwelle erschien der Ratsmann Kunrat Letzkau, dem ein Reisiger auf dem Fuße folgte. Das ganze Äußere des letzteren, die mit Staub und Straßenkot bedeckten Kleider, die müde Haltung verrieten, daß er einen langen, beschwerlichen Ritt gemacht hatte.

Er gestand dem Ratsmann Kunrat Letzkau, während sie die Treppe emporstiegen: „Ich saß drei Tage und drei Nächte hindurch im Sattel. Vier Rosse stürzten unter mir, vom scharfen Laufe ermüdet, tot nieder."

„Ein Bote ist vom Schlachtfeld her in Danzig eingeritten", sagte der Ratsmann Kunrat Letzkau mit gebrochener Stimme. „Die verbündeten Polen und Litauer siegten. Der Hochmeister Ulrich von Jungingen und die meisten Ordensgebietiger sind gefallen."

Der Bürgermeister seufzte tief auf, senkte, wie von einem Faustnhiebe getroffen, das Haupt und sprach leise:

„Der Blitz schlägt gern in hohe Türme!"

Er stellte dann, sich mühsam beherrschend, allerlei Fragen an den Boten der schrecklichen Nachricht, während Kunrat Letzkau an dem Pfeiler, der die hohe Wölbung der Ratsstube trug, lehnte und Tränen vergoß.

Er dachte an viele Ordensbrüder, die ihm in der Marienburg, seiner zweiten Heimat, lieb und traut gewesen waren. Sie hatten alle in der Schlacht bei Tannenberg wie Helden gekämpft und waren als Helden gestorben!

Die Kunde vom Siege der Polen und von der Vernichtung des Ordensheeres flog wie auf den Flügeln des Windes durch die Stadt, und die Bürger, die adeligen Junker und das Volk klagten und trauerten, als hätte ihnen der Tod die Eltern, herzige Kindlein oder liebe Geschwister entrissen.

Danzig glich in den letzten Julitagen des Jahres 1410 einem riesigen Trauerhause. Die frohe Laune der Bewohner war verschwunden, jeder Gesang verstummt, Männer und Frauen erschienen mit verdüsterten Mienen.

„Was werden uns die nächsten Tage bringen?" fragte einer sorgenvoll den anderen. „König Wladislaw ist heute der Herr von Preußen. Er wird eine Stadt um die andere erobern und zwingen, polnisch zu werden. Wir freien Bürger vermögen nicht, es ihm zu wehren; denn die besten Männer unserer Stadtwehr gingen in der Schlacht bei Tannenberg zugrunde!"

Andere wieder sagten: „An unserem Unglücke sind nur die Brüder vom Deutschen Orden schuld. Ihr kriegslustiger Hochmeister Ulrich von Jungingen wollte mit Polen und Litauern nicht Frieden halten. Er büßte dafür mit dem Tode. Wir aber müssen uns jetzt unter das Joch eines Herrn beugen, der uns haßt und wie Sklaven halten wird.“

„Wehe uns, unseren Frauen und Kindern, wenn der Wildling Witold mit seinen Litauern vor Danzig erscheint. Er wird seine Drohung ausführen: „Ich will alle Christen in die Ostsee jagen, daß sie dort ersaufen!“

„Die Frauen und Kinder aber wird er zu Heiden machen und so lange bedrängen, bis sie die Götter im Hain zu Romowe anbeten.“

Viele Bürger, die weniger heißblütig waren, redeten: „Was kümmert uns die Schlacht bei Tannenberg? Der Kampf zwischen den Brüdern vom Deutschen Orden und dem Polenkönig ist zu Ende. Es ist gleichgültig, wer Sieger blieb. Ärger als die Brüder vom Deutschen Orden wird uns König Wladislaw auch nicht bedrücken. Jetzt heißt es: „Eine fröhliche Miene zum schlimmen Spiele machen und sich ducken!“

„Seit hundert Jahren mußten wir, freie Bürger, Untertanen sein. Das allein ist das größte Übel. Das kleinere ist, wer unser Herr werden wird. Ein Herr ist so schlimm wie der andere, ob Mönch, Pole oder Heide!“

So vergingen einige Wochen trübe und voll Sorgen für die Danziger, und jeder neue Tag brachte eine neue, böse Kunde. Endlich kam die Stunde, in der die Krieger der Stadt, die dem Hochmeister Heeresfolge geleistet hatten, heimkehren sollten.

Wieder drängten sich Bürger und Volk rings um das Hohe Tor und auf dem Langen Markt; alle Männer und Frauen erschienen mit kummervollen Mienen.

Jedes fragte sich im Stillen: „Werde ich meinen Vater, den lieben Eheherrn, meinen Bruder, der mit Albrecht Mantel ins Feld rückte, wiedersehen? Ist er in der Schlacht gefallen? Kehrt er heil zurück? Mag er auch verwundet sein; nur wiedersehen will ich ihn. Ich werde ihn pflegen wie eine Mutter ihr Kind.

So dachten und sprachen die Danziger; keiner sah gelassen dem Einzuge der Stadtwehr entgegen. Keiner dachte an Arbeit und Essen; jeder schaute mit brennenden Augen gegen das Hohe Tor, durch das die heißersehnte Schar einziehen sollte.

Endlich erscholl von dorther ein weithin gellendes Geschrei, daß wie eine Meereswoge Straßen und Markt entlangbrauste; in der Ferne blitzten Waffen, der Hufschlag von Rossen wurde laut, die ersten Wehrmänner erschienen.

Zwölfhundert von ihnen waren ins Feld gezogen. Wie viele kehrten heim?

Die Frage brannte wie eine glühende Kohle im Innern eines jeden Bürgers. Er guckte scharf in die Reihen der Ankömmlinge, zählte und zählte und erschrak tödlich.

Von den zwölfhundert kamen nur dreihundert Mann zurück; keiner von ihnen war heil geblieben!

Den Arm in der Schlinge, mit verbundenem Kopfe oder auf die Schulter eines Waffengefährten gestützt, zogen die Helden von Tannenberg in die Stadt ein.

Viele waren für das ganze Leben Krüppel geworden.

Beim Anblicke der kleinen Schar brach das Volk in wildes Geschrei aus. Viele erhoben in zorniger Erregung die Fäuste und stießen gegen die Brüder vom Deutschen Orden Verwünschungen aus; die Frauen und Mädchen aber jammerten, die Hände ringend, so laut, daß ihr Klagen den Lärm der Männer übertönte.

Der Bürgermeister Adrian von der Linde bot den Heimkehrenden den Willkommgruß der Stadt und versprach, daß die Bürger von Danzig jeden von ihnen wie einen lieben Sohn halten werden.

„Der Verwundete soll im Spital gepflegt werden, bis er heil ist; jeder wird eine Arbeit finden, die ihn ernährt: der Krämer eine mit Waren gefüllte Bank und der Handwerker eine neue Arbeitsstätte. Keiner darf Not leiden; alle sollen sorgenlos leben, bis der Herr sie ins Jenseits ruft!"

Das Volk jubelte, als es die Worte des Bürgermeisters hörte, und geleitete die Verwundeten ins Spital zum Heiligen Geist und in den Elendhof zu Sankt Elisabeth.

Den Elendhof hatte der Hochmeister Kunrat von Wallenrod bauen lassen, der Winrich Kniprodes Nachfolger geworden war. Er sprach in der Stunde, als der erste Kranke über die Schwelle getragen wurde: „Es ist ein gutes Werk, wenn wir die Elenden, Siechen und Pilger, die nichts auf der Welt haben, herbergen, laben und trösten. Krankendienst ist Gottesdienst!"

Der heldenmütigen Stadtwehr folgten dann wenige Tage später die Boten, die König Wladislaw von Polen in die Stadt sandte.

Sie ritten in stolzer Haltung durch das Hohe Tor zum Rathause. Ihr Führer, der Starost von Gnesen, Stanislaus Radziwil, sprach in dem großen Saale des Rathauses, in dem ihn der Bürgermeister und die Ratsherren erwarteten, in einem gereizten Tone. Er und seine Waffengefährten ärgerten sich, daß ihnen das Volk, das bei ihrem Einzug in dichten Haufen den Weg säumte, keinen Gruß bot und stumm blieb. Hier und dort hatte ein Bürger laut geflucht und die Faust geballt.

Die Kleider der Polen waren prunkhaft. Sie trugen lange, mit Pelz verbrämte Röcke aus grellgelber oder grüner Seide, deren Schöße in weiten Falten niederhingen. Die sackartig gebauschten Beinkleider aus rotem Samt steckten in hochschäftigen Stiefeln, an denen silberne Sporen klirrten. Das Haupt bedeckte eine niedrige Samtmütze mit breitem, scharlachrotem Deckel, den weißes Pelzwerk und eine Adlerfeder zierten. Im silbernen Gehänge des Gürtels hing ein Krummsäbel, der in einer blausamtenen Scheide steckte.

„Mein glorreicher Herr, König Wladislaw von Polen, bietet Euch, Bürgern von Danzig, seinen Gruß!“ begann der Starost von Gnesen, während er in stolzer Haltung, auf den Krummsäbel gestützt, dastand.

„Der König fordert, daß Ihr ihm ebenso wie die Bürger von Thorn, Marienwerder und Kulm als dem neuen Herrn von Preußen huldigt. Ihr sollt als seine Untertanen Treue und Heeresfolge geloben!“

Die im befehlenden Tone gesprochenen Worte des Polen empörten die Ratsmänner. Einige sprangen von den Sitzen auf und machten ihrem Zorn durch höhnische Rufe Luft, während der Bürgermeister gelassen blieb.

„Lieben Freunde!“ sagte er, „Ihr habt gehört, was König Wladislaw von uns begehrt. Beratet, was geschehen soll!“

Es erhob sich der greise Ratsmann Arnold vom Wege und riet, daß eine Fehde mit dem Polenkönig um jeden Preis vermieden werden müsse. Wladislaw sei der Sieger, der an der Spitze eines mächtigen Heeres das wehrlos gewordene Preußen zu allem zwingen werde, was ihm beliebt. Jeder Widerstand

wäre vergebens. Es darf nicht wieder das Blut von Danziger Kindern vergossen oder ihr Leben geopfert werden!

„Was in der letzten Zeit der liebe Gott über uns verhängt hat, ist eine harte Strafe, eine schwere Heimsuchung," sagte wieder ein anderer Ratsmann, der Tiedemann von der Haide hieß. „Die Heimsuchung, die schwer auf uns lastet, gleicht einem bösen Wetter, das mit Sturmwind, Blitz, Hagelschlag und Regengüssen hereinbrach. Wir müssen uns beugen. Die Faust des Polenkönigs wird eine Zeitlang eisern auf uns Deutschen liegen, aber nur eine Zeitlang. Wie der Sonnenschein dem Regen, so werden bessere Tage dem heutigen Unglücke folgen."

Wenige Ratsmänner hörten auf seine Rede. Jetzt stand einer ungestüm von seinem Sitze auf. Es war Kunrat Letzkau.

„Danzig ist eine kerndeutsche Stadt seit Anbeginn!" rief er mit weithin tönender Stimme. „Wer hat sie erbaut, mit Ringmauern und Türmen bewehrt? Deutsche Männer, die aus Niederdeutschland einwanderten und sich hier ansiedelten. Denkt daran, wie die Slawenfürsten, die Vorfahren des Polenkönigs, die in der hölzernen Burg am Hagelsberge hausten, die Bewohner Danzigs bedrückten. Sie mußten harten Frondienst leisten und ihrem Herrn von Fischfang und Ackerfrucht zinsen."

„Wer hat Danzig vom Joche der Knechtung erlöst? Die Brüder vom Deutschen Orden. Wem danken die Bürger ihre Freiheiten und Rechte? Durch wen ist unsere Stadt reich und mächtig geworden? Durch den deutschen Hansabund. Seit dem Tage, an dem die Bürger unserer Stadt Hansabrüder geworden sind, herrschten hier echt deutscher Geist und gut deutsche Sitten. Das gewerbliche Leben, die Gerichte und alle Bräuche sind nach deutscher Art geordnet, und die Gilden wie die Brüderschaft vom Artushof tragen das Gepräge des Deutschen Reiches, aus dem ihre Gründer stammten."

„Durch die Brüder vom Deutschen Orden und durch den deutschen Hansabund ist Danzig die Königin des Weichsellandes geworden!"

„Ich stimme, daß unsere Antwort auf die Forderung des Polenkönigs lauten soll: Wir Bürger der freien Stadt Danzig wollen um keinen Preis polnisch werden!"

Nachdem Kunrat Letzkau geendet, jubelten die Ratsmänner laut auf und riefen:

„Wir wollen nicht polnisch werden!“

Der Starost stieß den Krummsäbel ungestüm gegen den Boden, daß er klirrte, und sagte in drohendem Tone:

„Mein glorreicher Herr, König Wladislaw verkündet Euch durch meinen Mund: Wenn die Bürger der Stadt Danzig mir nicht als ihrem Herrn huldigen und den Untertaneneid schwören, so werde ich sie dazu zwingen!“

„Wir fürchten Eure Drohworte ebensowenig wie die aalglatten Reden, die Ihr zu Anfang gesprochen!“ erwiderte der Bürgermeister. „Meldet Eurem Gebieter: Danzig ist eine kerndeutsche Stadt und will deutsch bleiben bis an der Zeiten Ende!“

Nachdem die Polen sich aus dem Saale entfernt hatten, trat der Komtur der Ordensburg Danzig ein und schilderte in beweglichen Worten die Not und Bedrängnis der Brüder vom Deutschen Orden.

Vom Schlachtfelde bei Tannenberg sei König Wladislaw mit seinen Heerhaufen vor die Marienburg gerückt, um sie zu berennen. Der Komtur von Schwetz, Heinrich von Plauen, werde sie aber bis zum letzten Atemzuge verteidigen.

Er schloß: „Wenn die Marienburg, das Stammschloß des Ordens, in die Hände des Feindes fällt, hat Preußen aufgehört, ein deutsches Land zu sein! Heinrich von Plauen wirbt im ganzen Lande wehrhafte Männer an, die ihm bei der Verteidigung helfen. Er bittet durch meinen Mund die Stadt Danzig um ihre waffentüchtige Hilfe.“

„Vieledle Bürger, helft ihm das letzte Bollwerk des Deutschtums im Weichsellande schützen!“

Seine Rede gefiel den Ratsmännern ebensowenig wie jene des königlichen Boten. Die meisten redeten frei heraus, was sie über die Brüder des Deutschen Ordens dachten, und wieder erklang der Ruf: „Es darf weder Blut noch Leben eines Danziger Stadtkindes geopfert werden!“

Einer nur trat für den Orden der Deutschen Brüder kühn in die Schranken und forderte, daß aufs neue eine Schar Krieger in die Marienburg gesandt werde.

Es war Kunrat Letzkau.

„Unkraut wächst in jedermanns Garten!“ sagte er. „Die Brüder vom Deutschen Orden sind sündhafte Menschen, trotzdem bleiben sie Helden und treue Freunde der Deutschen im Lande.“

„Ihr redet wie einer“, unterbrach ihn der Ratsmann Erich vom Ende, „der den Rittermönchen mit Herz und Leib angehört. Habt Ihr vergessen, daß sie Euch, den heimatlosen Jüngling, aus dem Hause stießen?“

„Schweigt!“ brauste Kunrat Letzkau auf. „Was kümmert das Euch! In unserer Ratsstube soll nur von dem geredet werden, was dem Wohle der Bürgerschaft frommt. Die Wehrmänner unserer Stadt ziehen nicht allein zum Schutze der Brüder vom Deutschen Orden in die Marienburg. Ich wiederhole die Worte des Komturs von Danzig: Wenn das Stammschloß, die Marienburg, in die Hände der Polen fällt, hat Preußen aufgehört, deutsch zu sein! Ich stimme dafür, daß eine Schar Krieger dorthin gesendet werde.“

Die meisten Ratsmänner wiederholten: „Wir stimmen dafür, daß die Stadtwehr den Belagerten in der Marienburg zur Hilfe kommen soll!“

Kunrat Letzkau kehrte in sorgenvolle Gedanken versunken in sein Haus an der Sandgrube heim; denn die Bedrängnis der Brüder vom Deutschen Orden machte ihm schweren Kummer. Er saß eine Zeitlang sinnend auf dem Beischlag, wo sich ihm der Komtur der Ordensburg Danzig, der ihm gefolgt war, zugesellte.

Nachdem sie sich Gruß und Gegengruß geboten, sagte jener: „Gestattet, daß ich Euch ins Haus begleite. Es sind wichtige Dinge zu besprechen.“

„Ihr seid unser Freund!“ fuhr er fort, nachdem sie im Prunkgelasse des Erdgeschosses sich niedergelassen hatten. „Das beweist die warme Fürsprache, die Ihr heute in der Ratsstube für die Ordensbrüder gehalten habt. Hört mich an, ich bitte Euch darum. Ratet mir.“

Der Komtur schilderte dann noch einmal das Los der Brüder vom Deutschen Orden. Die Tataren, Litauer und Polen hausten seit dem Siege bei Tannenberg wie Wilde im Lande. Sie verwüsteten Feld und Acker, steckten Dörfer und Gehöfte in Brand und ermordeten alle Männer, die vor die Spitze ihrer Schwerter kamen. Das Land sei ihrer Willkür preisgegeben.

„Die Fürsten und Ritter im Deutschen Reiche haben keine Kenntnis, wie groß unsere Not ist. Alle Wege, die zur Grenze führen, sind vom Feinde besetzt. Es fehlt uns ein Bote, der den Ritt durchs feindliche Lager ins Reich hinauswagt,“ schloß der

Komtur. „Ein Mann, der wortgewandt den Fürsten und Rittern unsere Bedrängnis schildert und sie überredet, als Kreuzfahrer mit dem Rufe: „Gott will es!“ nach Preußen zu ziehen.“

Kunrat Letzkau hörte den Komtur schweigend an; plötzlich tauchte in seiner Erinnerung das Bild der Tage auf, die er in der Marienburg verlebt hatte. Er dachte an die erste Nacht, in der er vor dem Kreuzbilde kniete und betete: „Vater im Himmel, ich will meinen Wohltätern, den Brüdern vom Deutschen Orden, die mir in der Marienburg eine zweite Heimat boten, ewig dankbar sein. Gib mir Gelegenheit, o Herr, daß ich ihnen das durch eine große Tat zeigen kann.“

Im Banne dieser Erinnerung sagte Kunrat Letzkau im feierlichen Tone.

„Der Bote, der ins Reich hinausreiten und im Hoflager der Fürsten und in den Ritterburgen ein neues Kreuzheer anwerben wird, steht vor Euch!“

„Der Herr segne Euch für Entschluß und wagemutige Tat!“ rief der Komtur tief gerührt. „Ihr werdet der Retter des ganzen Weichsellandes sein!“

Sie redeten noch lange miteinander; Kunrat Letzkau geleitete den Komtur zum Beischlag und sagte, während er ihm die Hand drückte:

„Ich habe in jungen Tagen gelobt, den Brüdern vom Deutschen Orden durch eine große Tat zu zeigen, daß ich dankbar bin. Jetzt ist die Stunde gekommen, mein Versprechen einzulösen. Betet, daß der Herr mich schütze.“

Er hüllte sich in Gewand und Rüstung eines deutschen Freilehnsmannes, bewaffnete sich mit Schwert und Dolch und nahm von seiner Ehefrau Mechtildis und den Kindern Abschied. Sie hatte ihm zwei Töchter geboren, die mit heißer Zärtlichkeit am Vater hingen und bitterlich weinten, als sie hörten, er reite in die Fremde hinaus.

Frau Mechtildis beschwor ihn unter Tränen, das Wagestück aufzugeben; er aber schalt sie; die Ehefrau eines wehrtüchtigen Mannes dürfe weder Furcht haben noch verzagen!

„Es ist besser und ehrenvoller für mich“, rief er, „im Dienste einer großen Sache Stadt und Herd zu verteidigen und mitten unter den Feinden zu sterben als im weichen Bette!“

Am dämmernden Morgen bestieg Kunrat Letzkau ein kräftiges Roß und ritt allein aus dem Tore der Stadt Danzig. Wohin

er kam, fand er die Weiler verlassen, die Gehöfte und Hütten in Brand gesteckt. Auf den Straßen und im Gelände lagen die Leichen von erschlagenen Männern unbeerdigt; nirgends ließ sich ein Mensch blicken.

In einem Dorfe, das in der Nähe der Stadt Kulm lag, bot sich ihm ein Anblick, der sein Herz mit Weh und Entrüstung und die Augen mit Tränen füllte.

Während er zwischen Büschen und Gehölzen vorsichtig ausspähend ritt, sah er, daß die Tataren in das Dorf einbrachen. Sie fielen über die Männer, die sich ihnen zur Wehr setzten, her und erschlugen die meisten. Die Überlebenden schlossen sich vor der Kirche zu einem Haufen zusammen; jeder hielt, mit dem Rücken sich an den seines Nachbarn lehnend, dem heranstürmenden Feinde die gesenkte Lanze entgegen. Die Tataren brüllten vor Wut, als ihr Ansturm vereitelt war und sie, viele Verwundete mit sich schleppend, zurückweichen mußten. Sie fielen in ihrem blinden Zorn über Frauen und Kinder her, denen sie Ohren und Nasen abschnitten und die Augen ausstachen.

Der Führer trieb sie aufs neue zum Sturm gegen die Männer an, die vor der Dorfkirche standen; sie wurden aber wieder zurückgeschlagen.

Jetzt mußten die Tataren auf seinen Befehl Holz und dürre Zweige sammeln und rings um die wehrhaften Dorfleute einen Zaun errichten. Er wurde angezündet, und die sprühenden Funken wie die Flammen steckten die Kleider der Männer, die in der Mitte der Feuerlohe standen, in Brand. Der aufsteigende Qualm raubte ihnen den Atem, und in ihrer Verzweiflung versuchten einige den brennenden Zaun zu überspringen. Sobald sie sich jedoch aus den Flammen gerettet hatten, hielten ihnen die Tataren Schwerter und Spieße entgegen und zwangen sie durch Hiebe und Stiche, in den Flammenkreis zurückzulaufen, wo sie zugrunde gingen.

Kunrat Letzkau erreichte nach einem beschwerlichen Ritte, auf dem er in den Wäldern nächtigte und nirgends ein Obdach fand, die Landschaft Masovien. In der Nähe einer Stadt verlegte ihm eine Schar polnischer Reiter den Weg. Rasch entschlossen schwang er sein Schwert und hieb so tüchtig drein, daß er drei aus dem Sattel warf; die anderen flüchteten. Nur zwei rückten ihm, die Krummsäbel schwingend, auf den Leib.

„Der Deutsche darf nicht am Leben bleiben!“ schrieen sie.

Kunrat Letzkau wehrte ihre Hiebe so lange mit dem Schwerte ab, bis die Klinge zersprang.

„Ich bin verloren!“ dachte er und drückte seinem Rosse die Sporen in die Weichen, um sich durch die Flucht zu retten; die Polen aber saßen ihm hart auf der Fährte.

Er jagte in die Ebene hinaus; doch auch seine Verfolger trieben ihre Tiere zum schnellsten Laufe an; sie suchten durch allerlei Listen einen Vorsprung zu gewinnen oder durch Kreuz- und Quersprünge das Roß des Deutschen zu ermüden.

Kunrat Letzkau hielt zäh aus; denn er wußte, er sei verloren, wenn er nur einige Atemzüge lang den Lauf seines Tieres zügelte oder nach rechts und links, wo tiefer Sand im Wege lag, ausbog.

Zu seiner Freude sah er, daß einer der Polen zurückblieb und, ermüdet vom schnellen Ritte, eine andere Richtung einschlug. Schon hoffte er, daß auch der zweite seinem Beispiele folgen werde, da bemerkte er mit Schrecken, daß die Kraft seines Rosses erlahmte. Jetzt konnte ihn nur ein tollkühnes Wagnis retten.

Er riß plötzlich sein Roß zur Seite und sprengte an das Ufer des Wartheflusses, das steil abfiel, und setzte mit einem Sprunge in die durch Regengüsse angeschwollene Flut.

Roß und Reiter sanken in die Tiefe und wurden, als sie wieder emportauchten, von den hochgehenden Wogen pfeilschnell fortgerissen.

Der Pole stieß einen wilden Fluch aus, als er den verwegenen Reiter im Wartheflusse verschwinden sah, und trieb auch sein Roß ins Wasser.

Die List und das Wagnis, durch die Kunrat Letzkau dem Polen entwischen wollte, waren mißlungen; um sich blickend, entdeckte er, daß der Uferdamm immer steiler wurde und ein Emporklettern nicht möglich war.

Rasch entschlossen schwang er sich aus dem Sattel, schwamm unbemerkt vom Verfolger wieder ans Ufer und verbarg sich hinter einem Weidenbusch, der dort grünte, während der Pole von der starken Strömung weit abwärts getrieben wurde.

Kunrat Letzkau kletterte, Hände und Knie gebrauchend, den Hang, der steil wie eine Wand war, hinauf. Sein gutes Roß sah er in der Flut versinken.

Am Ufer erblickte er einen pflügenden Knecht; er ging näher und ließ sich ins Gehöfte seines Herrn führen, der ein Deutscher war und ihn mit herzlichen Worten willkommen hieß.

Nach einer kurzen, behaglichen Rast, während der er wieder in einem Bette schlief, bestieg er ein Roß, daß ihm sein Gastfreund nebst einem Schwerte schenkte, und ritt westwärts gegen die Stadt Breslau; dort hielt Herzog Heinrich von Liegnitz sein Hoflager.

Er war der erste deutsche Fürst, dem Kunrat Letzkau die Bedrängnis der Brüder vom Deutschen Orden und die Not des Weichsellandes schilderte.

Empört und tief bewegt durch die Erzählung von der Grausamkeit des Feindes, der in Preußen wie ein Rudel Wölfe hauste, gelobte der Fürst einen Kreuzzug ins deutsche Land an der Ostsee. Er reichte Kunrat Letzkau, nachdem er geendet hatte, die Hand und rief:

„Gott will es! Auf zum Zug ins Weichselland!"

Neuntes Kapitel.

Die Belagerung der Marienburg.

Drei Tage nach der Schlacht bei Tannenberg rückte König Wladislaw mit seinen aus Polen, Tataren und Litauern gebildeten Streithaufen, die hunderttausend Mann zählten, gegen die Marienburg.

Hier wohnten die letzten Brüder vom Deutschen Orden.

Wenn es ihm gelang, ihr Stammhaus zu erobern, so war der Orden, wie von einem tödlichen Schlage getroffen, auf immer vernichtet.

Das ahnte und wußte auch der Verteidiger Heinrich von Plauen und sprach darum zu den Brüdern, die er im Kriegsrate versammelte:

„Wir müssen die Marienburg bis zum letzten Atemzuge verteidigen!"

Rings um ihre Mauern waren auf drei Seiten Wassergräben und auf der vierten trieb der Nogatfluß seine Wogen. Die Schiffbrücke, die vom Mittelschlosse ans jenseitige Ufer führte, wurde am Tage, an dem Heinrich von Plauen zum ersten Male im Hause des Meisters erschien, abgebrochen, so daß der reißende Fluß eine natürliche Schutzwehr bildete, die kein Feind überschreiten konnte.

An den vier Enden der Burg ragten hohe, mit Zinnen gekrönte Türme auf; im Nordosten lag die Stadt, die den gleichen Namen führte.

Außer den Gräben, die durch niedere Türme beschützt wurden, zog sich noch der Parcham, der innere Wallgang, um das Schloß. Er war durch mannshohe Lichtschachte mit dem Erdgeschosse verbunden, darunter zog sich der unterirdische Gang hin, aus dem versteckte Pforten zur Wallmauer führten. Unterhalb des Daches lief eine Brustwehr um das ganze Schloß, von deren Zinnen

die Wehrleute einen Hagel von Armbrustbolzen und Feldsteinen auf den Feind schleuderten.

Die Besatzung, mit der Heinrich von Plauen das Mittelschloß und die Hochburg verteidigte, war gering. Die Verteidigung des ersteren vertraute er zweitausend Bewaffneten an und ebenso viele mußten das Hochschloß schützen.

In der Vorburg lagerten nur einige hundert Reisige.

Am zehnten Tage nach dem Siege bei Tannenberg erschien König Wladislaw von Polen vor der Marienburg. Seine Blydenmeister stellten ringsum ihre Geschütze, die Feldschlangen, auf, und Tag und Nacht sprühte ein Hagel von Steinkugeln gegen die Mauern. Sie sausten mit großem Getöse heran und zersplitterten die aus Backsteinen gebauten Schutzwehren. Jenseit des Nogatflusses standen Feldschlangen, deren Mündungen gegen das Meisterhaus gerichtet waren. Dort schimmerte auch das Zelt des Königs Wladislaw von Polen, der eines Tages seinen Höflingen gegenüber die stolzen Worte sprach:

„In drei Tagen werde ich als Sieger in das Meisterhaus einziehen!“

Es kam aber anders, als er dachte.

Trotzdem die Donnerbüchsen Tag für Tag ihre Geschosse gegen die Burg schleuderten, trotzdem der helle Haufen der stürmenden Polen sich wie ein Wildbach gegen die Wälle ergoß, gelang es ihnen doch nicht, Herr der belagerten Feste zu werden.

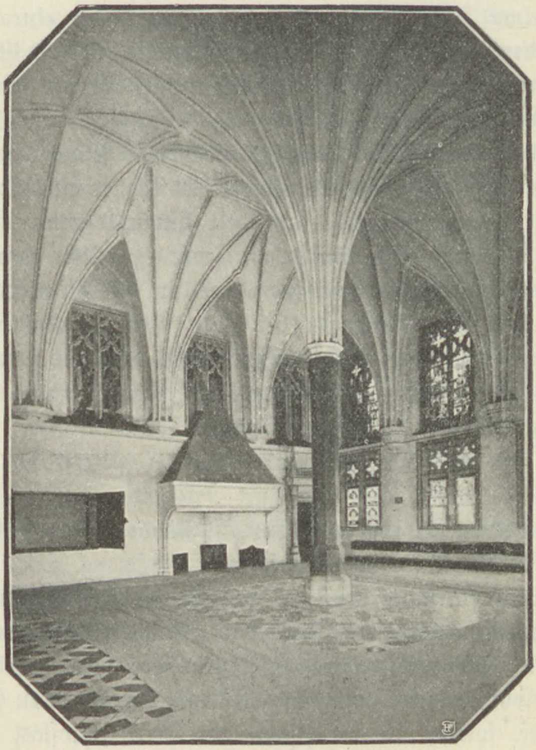
Hier und dort legten die Stürmenden Leitern an und Sturmböcke, während andere schwere Balken über die Gräben warfen und auf diesem schwankenden Wege bis an den Fuß der Ringmauern vordrangen. Sie kletterten an den Mauern empor, die dann einer riesigen Wand glichen, auf der sich ein Wespenschwarm niederließ und hin- und herkroch.

Die Polen stiegen zu Hunderten die langen Leitern empor und kletterten bis zu den Zinnen hinauf. Die ersten schwangen sich über den Mauerkranz, sprangen auf den Wall und gingen mit gezückten Krummsäbeln auf die Wehrmänner los. Mann kämpfte gegen Mann. Hier sank einer mit gespaltenem Schädel nieder, dort wurde einem anderen der Arm abgeschlagen, ein Dritter fiel, von Stichen durchbohrt, in den Sand.

König Wladislaw tobte wie ein Wahnsinniger, als er die Flucht seiner Polen sah; denn die Brüder vom Deutschen Orden

hatten die Stürmenden so tapfer abgewehrt, daß sie eilig die Leitern hinabkrochen und ins Feld hinausrannten. Ein zweiter und dritter Sturm mißlang ebenso wie der erste.

Der König tobte in seinem Zelte, daß keiner seiner Hofherren sich ihm zu nähern wagte. Sein Vertrauter, der Starost Lubomirski, büßte sein Leben ein; denn der König stieß ihm, als



Meisters Sommer-Remter.

er Worte des Trostes sprach, mit den Worten: „Schweig' Hund! Deine Worte erobern mir doch nicht die Marienburg!" den Dolch in die Brust.

Nur der Führer Zindram trat unerschrocken in das Zelt und redete lange zum Könige. Als er ihn dann wieder verließ, lag Sonnenschein auf dessen verdüsterten, von Wut verzerrten Zügen; er lachte wie einer, dem ein kühner, böser Streich gelingen soll.

Am anderen Morgen hielt Heinrich von Plauen mit den Brüdern und Führern der Stadtwehren Kriegsrat im Remter des Meisterhauses.

Die Wölbung des prächtigen Saales ruhte auf einem einzigen achteckigen, schlanken Granitpfeiler, dessen Schaft vier Meter lang und einen halben Meter breit war. Die Spannung der Wölbung betrug sieben Meter.

In einer Fensternische stand ein Diener, der eine feuerrote Mütze in der Hand hielt und ins Freie guckte. Jenseit des Nogatflusses waren die Geschütze der Polen aufgestellt, und eine Steinkugel nach der anderen flog gegen das Schloß.

In dem Augenblicke, als Heinrich von Plauen mit seinen Begleitern den Remter betrat, öffnete der Diener eins der Fenster des Saales und schwenkte, sich weit hinauslehnend, seine rote Mütze in die Luft. Sie wurde am jenseitigen Ufer gesehen, und kurz darauf sauste eine steinerne Kugel in den Remter.

Sie flog am Pfeiler vorbei und blieb im Kamin stecken. Der Diener stieß einen wilden Fluch aus, der von Heinrich von Plauen gehört wurde. Er sprang auf, schaute ihm scharf ins Gesicht und rief in drohendem Tone:

„Warum hast Du geflucht? Warum zitterst Du an allen Gliedern?“

Der Diener fiel ihm zu Füßen. „Gnade, Gnade!“ stammelte er. „Ich will alles eingestehen!“

Er beichtete dann, daß er aus der Stadt Gnesen stamme und in jungen Jahren am Hofe des Königs Wladislaw gedient habe. Die Sehnsucht, seine Volksgenossen wiederzusehen, verführte ihn vor einigen Tagen, in das Lager der Polen zu schleichen. Die Wache, sowohl an der Pforte des Mittelschlosses, als auch jene am Eingange vor dem Polenlager, ließ ihn frei und unbefragt ziehen; denn er redete beide in ihrer Sprache an und grüßte sie aufs freundlichste. In einer Schenke, die er besuchte, traf er einen polnischen Ritter, den er in jener Zeit, als beide in Gnesen waren, kennen und lieben gelernt hatte. Der Ritter ließ einige Becher voll feurigen Ungarweins kredenzen, die er leerte, so daß er bald trunken wurde.

Jetzt rückte der Edelherr näher, zog einen Beutel aus der Tasche und ließ dessen Inhalt, eine Menge Goldstücke, auf den Tisch rollen.

„Alles Geld und viel mehr noch soll Dein sein“, sagte er, „wenn Du mir einen guten Dienst leistest.“

„Der Anblick des glitzernden Goldes wirkte wie ein böser Zauber auf mich“, fuhr der Diener fort. „Ich willigte ein, das zu tun, was der Pole von mir forderte. Ich mußte ihm versprechen, in der Stunde, in der Ihr, ehrwürdiger Herr, und die Führer der Besatzung im großen Remter des Meisterhauses erscheinen werdet, am Fenster zu stehen. Sobald Ihr unter den einzigen Pfeiler getreten, sollte ich mich aus dem geöffneten Fenster beugen und mit der roten Mütze winken. Das war das Zeichen für die Blydenmeister, die jenseits des Nogatflusses standen, eine Steinkugel nach der anderen abzufeuern. Sie wollten den einzigen Pfeiler, auf der die ganze Wölbung des Remters ruht, treffen und zertrümmern!“

Heinrich von Plauen ließ den Verräter durch eine Wache in den Hof des Mittelschlosses schleppen und ihm dort das Haupt abschlagen.

„Die Hand des Herrn schützte uns sichtbar!“ rief er den Waffengenossen zu. „Die Steinkugel, die uns töten sollte, verfehlte ihr Ziel; sie blieb im Kamin stecken! Das rettete uns das Leben.“

König Wladislaw ließ trotz des mißglückten Sturmes die Marienburg noch mehrere Male berennen. Immer drangen seine Söldner mutig vorwärts, aber immer wehrten sich die Verteidiger so zähe, daß keiner der Polen und der Tataren die Höhe der Ringmauern ersteigen und in den Wall eindringen konnte.

Die Belagerung der Marienburg hatte schon fünf Wochen gedauert. Da erschien eines Morgens der Großfürst Witold im Zelte des Königs.

Seine düsteren Mienen, stolze Haltung und der trotzige Gruß, den er seinem Vetter bot, verrieten, daß er heute nicht als Blutsverwandter oder Freund erschien.

„Ich werde mit meinen Litauern in die Heimat zurückkehren!“ sagte er. „Sie wollen nicht mehr länger in dieser Wüste bleiben. Auf Feld und Acker finden sie heute weder Halm noch Wurzel, und die Gehöfte im Kulmerlande und in Pomesanien sind bis auf die letzte Krume Brot ausgeplündert. Deine Polen haben uns, die wir in der Nachhut zogen, nichts übrig gelassen.“

Der König brauste auf.

„Schmähe mein Kriegsvolk nicht! Sie sind Lämmer gegen Euch reißende Wölfe aus Litauen!“ rief er.

„Du beschimpfst Deine eigenen Stammesgenossen!“ schrie Witold empört. „Mein Vater Kynstudt und meine Mutter Biruta hausten wie Fürsten in der Burg Traken, während Deine Sippe ihnen wie Hörige diente. Erst Dein Verrat hat Dich zum Herrn von Litauen gemacht. Du bist der Mörder meines Vaters!“

Fürst Witold ballte die Fäuste, sein Gesicht war verzerrt, aus seinen Augen sprühten Blicke voll Haß und Rache.

König Wladislaw wich erschreckt zurück und riß einen Dolch aus dem Gürtel, während Witold ein kurzes Messer in der erhobenen Faust schwang.

Ehe sich beide Blutsverwandte aufeinander stürzten, erscholl ein wüstes Geschrei, das näher, immer näher tönte.

Wenig Augenblicke später trat der Edelherr, der die Leibwache des Königs führte, mit gezücktem Krummsäbel in das Zelt. Bei seinem Anblicke senkten der König und der Großfürst die Waffen.

„Flieht, flieht! erhabener König!“ schrie er. „Die Litauer wollen hier einbrechen und Euch aus Rache töten, weil Ihr ein Christ geworden seid.“

Er neigte sich zum Ohre des Königs und sagte so leise, daß es der Fürst Witold nicht hören konnte:

„Nur die strenge Zucht, in der sie der Großfürst hielt, und ein Gelöbnis, das er ihnen abforderte, hielt sie bisher zurück. Sie mußten warten, Euch zu überfallen. Jetzt ist die Stunde der Rache da, denn Fürst Witold steht selbst an der Spitze Eurer Mörder!“

König Wladislaw erbleichte, nicht aus Furcht, sondern vor Zorn. Er beherrschte sich schnell und bewies aufs neue, wie recht die Litauer hatten, daß sie ihn einen Fuchs nannten.

Er steckte den Dolch wieder in den Gürtel, ging auf Witold, der noch immer mit zornig geröteten Wangen und wildflammenden Blicken dastand, zu, reichte ihm die Hand und sagte:

„Folge mir, lieber Vetter. Ich werde Dir heute meine erbeuteten Schätze zeigen.“

Er hob den Vorhang, hinter dem in einem kleinen Gelasse eine eiserne Kiste stand, deren Schlüssel er immer bei sich trug.

Er schloß auf, und das Sonnenlicht fiel grell auf die goldenen und silbernen Kelche, Weihestücke und Reliquienschreine, die mit funkelnden Edelsteinen geziert waren. Kannen, Becher und Krüge aus getriebenem schwerem Golde lagen in bunten Haufen da. Neben den Prunkstücken von unschätzbarem Werte funkelten Perlengehänge, Ketten und Ringe aus Gold in gleißender Pracht.

Die Augen des Litauers blitzten vor Gier, als sie die Kostbarkeiten im Sonnenlichte glitzern und im schillernden Farbenspiele schimmern sahen. So viele Schätze hatte er noch niemals beisammen erblickt.

„Sättige Deine Augen am Anblicke des Goldes!“ sagte der König. „Wähle so viel aus, als Dir beliebt. Du bist mir bis zur Stunde ein treuer Verbündeter gewesen. Mit Deiner Hilfe besiegte und vernichtete ich die Brüder vom Deutschen Orden. Nimm den Teil der Beute, der Dir gebührt!“


Großfürst Witold von Litauen.

Witold vergaß den Schwur, seinen Vetter noch in dieser Stunde zu töten, vergaß, daß der Mörder seines Vaters vor ihm stand, und steckte beide Hände in die Truhe; er durchwühlte sie wie ein Trunkener und schob ein Beutestück nach dem anderen in die Tasche.

Schwer beladen kehrte er in das Zelt zurück; der König folgte ihm und sagte bei sich:

„List und Großmut, die ich zur rechten Stunde übte, haben mich von meinem gefährlichsten Feinde befreit!“

Er umarmte den Großfürsten zärtlich wie einen Bruder und sprach:

„Kehre heute noch mit Deinen Litauern in die Heimat zurück! Ich will nicht, daß Ihr noch eine Nacht länger in der deutschen Wüste hungert.“

Großfürst Witold verließ eilig das Zelt, gab den Befehl zum Aufbruch, und bei verglimmernder Sonne ritten seine Haufen ostwärts. Alles jubelte, schwang die Waffen und gebärdete sich wie toll, denn jeder trug auf dem Rücken seines Rosses ein mit

goldenen und silbernen Beutestücken gefülltes Bündel, ein Geschenk des Königs Wladislaw.

Seine Freude aber über den Abzug der Litauer dauerte nicht lange; denn auch die Tataren empörten sich gegen ihn.

Als er eines Tages in ihrem Lager erschien, umdrängten sie von allen Seiten sein Roß und schrieen:

„Mach' der Belagerung ein Ende. Das Schwert der Christenhunde hat Hunderte von uns getötet. Tausende aber gehen durch die Ruhr und die anderen bösen Krankheiten zugrunde."

König Wladislaw schauderte, während er über das Gelände ritt.

Hier und da lagen haufenweise Rosse, die aus Mangel an Gras und Futter verendet waren und unter den sengenden Sonnenstrahlen verwesten. Aus ihren verfaulten Leibern stieg ein betäubender Qualm auf und zog als giftgetränkte Dunstwolke durch die Lüfte in das Land hinaus. Jeder, der sie einatmete, wurde sterbenskrank, und das Ungeziefer schwirrte in Schwärmen, die wallenden Nebeln glichen, von Lager zu Lager.

Seine Brutstätte waren die Leiber der toten Rosse gewesen, und seine Stacheln, die als winzig kleine Spitzen in die Menschenhaut eindrangen, machten die Glieder anschwellen. Es bildeten sich eitrige Beulen, und die Männer, auf deren Körper Tausende dieser bösen Flügler saßen, brüllten vor Schmerz.

Hilflos, an allen Gliedern gelähmt, wälzten sie sich im heißen Sande und schrieen nach Wasser. Sie fanden aber keins; denn nirgend sprudelte ein Quell; wochenlang war kein Regen geflossen.

Das ganze Lager des die Marienburg belagernden Heeres glich einem riesigen Spital, in dem täglich Hunderte starben und unbegraben an der Stelle liegen blieben, wo sie der Tod ereilt hatte. Die verwesenden Leichen verpesteten ebenso Landschaft und Luft wie die faulenden Leiber der verendeten Rosse.

Die Überlebenden warfen die Waffen weg und irrten, zu Gerippen abgemagert, durch die Felder. In ihrer Verzweiflung rannten sie in hellen Haufen zum Zelte des Königs Wladislaw und schrieen:

„Wir wollen nicht weiter kämpfen. Die Männer in der Marienburg stehen unter der Hut Gottes. Er hilft ihnen wunderbar, während er uns durch Hunger, Pest und Ungeziefer vernichtet!"

Der König, an dessen Ohr stündlich ihre Klagen und Verwünschungen drangen, war ratlos. Er, der Fuchs, der immer

noch einen Weg und eine neue List wußte, um sich aus der Schlinge zu retten, rief jetzt im Kriegsrate, zu dem alle Heerführer erschienen waren:

„Das Volk hat recht, Gott der Herr streitet gegen uns. Ich meinte, daß ich die Marienburg belagere, doch heute bin ich in Wahrheit der Belagerte! Was soll geschehen?"

Die Führer blieben stumm; nur der Feldhauptmann Zindram sagte in einem Tone, aus dem Mutlosigkeit und Verzagen wiederklangen:

„Ich stimme dafür, daß die Belagerung der Marienburg aufgehoben wird!"

„Ihr, erhabener König, kämpft heute nicht mehr gegen Menschen, die Ihr immer besiegen werdet, sondern wider die himmlische Vorsehung, der kein Sterblicher zu widerstehen vermag. Gebt das Zeichen zum Rückzug!"

Jetzt erst, nachdem der tapfere Feldhauptmann, der niemals vor einem Feinde zurückwich, zum Abzuge geraten hatte, wagten die übrigen Heerführer frei zu sagen, wie es ihnen ums Herz war. Sie riefen:

„Wir stimmen dafür, daß die Belagerung der Marienburg aufgehoben werde!"

König Wladislaw neigte sein stolzes Haupt zum Zeichen, daß er sich dem Begehren seiner Führer fügte und gab das Zeichen zum Rückzuge.

In dem Augenblicke, als sie das Zelt verließen, blieb der Feldhauptmann Zindram an der Schwelle stehen und wartete, bis alle ins Freie getreten waren. Er näherte sich dann dem Könige und sagte:

„Königlicher Herr! Die Belagerung der Marienburg muß heute noch aufgehoben werden. Mehrere verläßliche Späher, die vor einer Stunde im Lager eintrafen, erkundschafteten im Deutschen Reiche draußen, daß Kaiser Sigismund, der den Brüdern vom Deutschen Orden gar gnädig gesinnt ist, in Ungarn ein mächtiges Heer sammelt. Er selbst will es nach Preußen führen und Euch hart befehden."

„Kehrt nach Polen zurück und schließt Frieden!"

Der König sann eine Zeitlang nach und erwiderte im entschiedenen Tone: „Dein Rat ist gut! Ich werde mit den Brüdern vom Deutschen Orden einen ewigen Frieden schließen."

So geschah es auch fünf Monate später.

Im Februar des Jahres 1411 zog ein Heer von Kreuzfahrern, das Herzog Heinrich von Liegnitz führte, in die Stadt Thorn ein, und in seinem Gefolge ritt der Danziger Ratsmann Kunrat Letzkau.

In der Ordensburg zu Thorn, in der die Gäste aus dem Deutschen Reiche Herberge nahmen, wurden sie von dem tapferen Verteidiger der Marienburg, Heinrich von Plauen, den die Brüder vom Deutschen Orden kurz vorher zum Hochmeister gewählt hatten, begrüßt.

Als er, von dem Ordensmarschall Michael Küchmeister und dem Großkomtur Hermann zur Gans begleitet, dem Herzoge von Liegnitz für die Heeresfolge dankte, rief jener:

„Euer Dank gebührt dem Manne, der mich, viele Fürsten und Hunderte edler Ritter zur Kriegsreise überredete. Seid versichert, daß kein anderer das zustande gebracht hätte!“

Er faßte den Danziger Ratsmann Kunrat Letzkau am Arm und führte ihn in den Kreis, den die Brüder vom Deutschen Orden und ihre Gäste um ihn geschlossen hatten.

„Hier steht der Held!“ sagte Heinrich von Liegnitz, „der sein Leben wagte und ins Reich hinausritt, um für Euch, fromme Brüder vom Deutschen Orden, wehrtüchtige Hilfe zu werben!“

Der Hochmeister Heinrich von Plauen reichte dem Kunrat Letzkau die Hand zu warmem Druck.

„Ich danke Euch im Namen aller Brüder!“ rief er mit vor Rührung zitternder Stimme. „Wir werden niemals den Dienst vergessen, den Ihr uns erwiesen habt. Er soll an Euch und Eurer ganzen Sippe vergolten werden!“

Der Ratsmann Kunrat Letzkau verneigte sich und erwiderte kein Wort; denn durch seine Seele zog die düstere Ahnung eines großen Unglücks, das durch die Brüder vom Deutschen Orden jäh über ihn hereinbrechen und ihn vernichten werde.

Der Frieden, den König Wladislaw von Polen mit dem Hochmeister zu Thorn schloß, entriß der Herrschaft des letzteren das Dobriner Land und die Landschaft Schamaiten; auch mußte der Orden hunderttausend Schock Prager Groschen als Kriegssteuer zinsen*).

*) Ein böhmischer Groschen hatte den Wert von 65 Pfennigen; ein Schock den von 39 Mark.

Kunrat Letzkau kehrte in die Stadt Danzig zurück, und am Hohen Tor begrüßten ihn die Ratsmänner und der Bürgermeister als den Helden, dessen Ruf fortan im Munde und im Gedächtnis des Volkes lebte.

Sein erster Weg führte ihn ins Haus an der Sandgrube; denn die Sehnsucht nach seinem Weibe und den Kindern war groß gewesen und wuchs mit jedem Tage, den er ihnen fernbleiben mußte.

Die Bürger von Danzig ehrten ihn als einen Mann, der viel Gutes und Großes für ihre Stadt und das ganze Weichselland vollbracht hatte, und in der Stunde, in der sie einen neuen Bürgermeister wählten, sagten sie einstimmig:

„Kunrat Letzkau soll unser Bürgermeister sein! Er ist wie kein anderer Mann in Danzig des Amtes würdig!“

Kunrat Letzkau aber sprach, während die Bürger und das ganze Volk ihm zujubelten und als ihrem neuen Oberhaupte huldigten, für sich ein stilles Gelöbnis. Es lautete:

„Ich begehre nichts mehr,
Als zu leben für Danzigs Ehr'.“

Zehntes Kapitel.

Der Sturz aus dem Fenster.

Es war eine Frühlingsnacht im Jahre 1411.

Tiefe Ruhe lag wie ein schwerer Nebelschleier über den Häusern und Straßen der Stadt Danzig gebreitet. Hier und dort glitzerte das Lichtlein einer Handlaterne, die einem Bürger oder Junker den Weg durch die Dunkelheit wies. Die Glocke im Rathausturme war schon längst verstummt.

Sie wurde nur beim Anbruch der Nacht geläutet und ermahnte die Männer, die beim Becherlupf im Artushofe oder in den Weinschenken und Braustüblein, in denen das urkräftige Jopenbier kredenzt wurde, saßen, zum Heimwege. Wenige Zecher folgten nicht ihrem hellen, weithin klingenden Rufe; denn jeder wußte, was ihm eine Begegnung mit den die Runde machenden Stadtbütteln einbrachte.

Sie packten ihn, mochte er auch ein Patrizier, adeliger Junker oder ein Ratsmann sein, hart an und schleppten ihn in die Köthe am Rathause.

Sie war eine tiefe, in die Außenmauer gehöhlte Nische, die durch ein eisernes Gitter verschlossen wurde. Der Gefangene saß drinnen bis zum Morgengrauen, und das Landvolk, das durch die geöffneten Stadttore zum Markte zog, verhöhnte ihn. Das war seine Strafe, daß er der Glockenstimme am Rathausturme, die ihn ins Heim rief, nicht gefolgt war. Am anderen Tage redete die ganze Stadt von dem Bürger, Junker oder Patrizier, der die Nacht in der Lotterköthe zugebracht hatte.

So kam es, daß die Straßen und Gassen von Danzig in jeder Nacht schon zur Mitternachtsstunde menschenleer dalagen.

Heute aber schlichen mehrere Männer, die sich im Dunkel der Häuser hielten, durch die zur Altstadt führenden Straßen.

Sie spähten, ehe sie eine andere Gasse betraten, nach allen Seiten, ob sich ein Stadtbüttel zeigte, und vermieden jedes Geräusch. Die meisten trugen ihre Lederkappen tief in Stirn und Nacken gezogen und lange Mäntel, so daß einer, der ihnen unvermutet begegnete, weder Gesicht noch Tracht sehen konnte.

Sie kamen von verschiedenen Himmelsgegenden heran, schlugen aber alle die gleiche Richtung ein; sie führte zum riesigen, runden Turm, der am Eingange in die Altstadt aufragte und dessen Unterbau aus Felsblöcken bestand, während der obere Teil und die Warte von Backsteinen erbaut war. Statt der Fenster waren Lichtscharten in die Mauer gehöhlt, und eine eiserne Tür bildete den Eingang.

Ringsum herrschte tiefe Stille, die nur ab und zu durch den Schrei eines Nachtvogels oder die leisen Schritte der herannahenden Männer unterbrochen wurde.

Jeder von ihnen ließ, sobald er vor dem Turme stand, dreimal den Schrei einer Eule ertönen. Nachdem er verklungen war, wurde die eiserne Pforte geöffnet; es erschien ein Greis mit einer Fackel in der Hand und fragte:

„Was ist Dein Begehr?“

Der Ankömmling erwiderte: „Des Ordens Macht und Ehr!“

Der runde Turm bestand aus einem Kellergeschosse und einer Zinne, zu der eine steile Steintreppe emporführte.

Die Männer, hinter denen jedesmal die Türe fest verschlossen wurde, stiegen in die im Keller liegende Halle hinab, die durch Kienfackeln erhellt wurde, und setzten sich auf die ringsum an den Wänden stehenden Bänke.

Sie legten ihre Lederkappen und Mäntel ab, und ihre Kleider verrieten, daß sie Bürger und Patrizier von Danzig waren. Nur einer, der einen schwarzen Leibrock trug, in dessen Brustseite ein weißes Kreuz eingestickt war, gehörte zu den Brüdern vom Deutschen Orden.

Er trat in die Mitte der Halle und sagte:

„Ich, Heinrich Reuß von Plauen*), der Komtur der Danziger Ordensburg, begrüße Euch im Namen des Hochmeisters, meines Herrn Vetters.“

Die Männer standen auf, verneigten sich und riefen:

*) Die männlichen Mitglieder dieses Hauses, dem die heutigen Fürsten Reuß entstammen, führen bis zur Stunde alle den Namen: Heinrich.

„Wir danken Dir für den Gruß und erwidern ihn!"

Der Komtur schilderte dann mit eindringlichen Worten die Not und Bedrängnis der Brüder vom Deutschen Orden. Das Weichselland sei von den Polen, Litauern und Tataren verwüstet und die Ernte für lange Zeit zerstört. Die Söldner, die der Hochmeister Ulrich von Jungingen im Deutschen Reiche anwarb, forderten für ihre Heeresfolge hunderttausend Mark Goldes. Der Erlös aus den goldenen und silbernen Kirchengeräten, die eingeschmolzen wurden, sowie der Schoß, die Kopfsteuer, die jedermann in Preußen zahlen mußte, füllten nur zur Hälfte den leeren Ordenstressel. Es müsse ein neues Heer aufgestellt und ausgerüstet werden.

„Wir Brüder vom Deutschen Orden", schloß er, „brauchen Geld, viel Geld. Die einzige Quelle, aus der wir noch schöpfen können, sprudelt in den Städten. Danzig ist die reichste Stadt in Preußen, ihre Bürger aber bewachen ihre Geldsäcke so treu wie einst die Wächter zu Jerusalem das Grab des Welterlösers. Seitdem Kunrat Letzkau zum Bürgermeister gewählt wurde, ist jede Hoffnung auf Geld oder Zins verschwunden. Als ich ihn, den ich für einen Freund und Verbündeten des Ordens hielt, drängte, einen neuen Schoß auszuschreiben, erwiderte er kurz: „Wir freien Bürger haben genug gezinst, als die Brüder in Kriegsnot waren!"

„Was soll geschehen? Helft uns durch klugen Rat!"

Es stand der Ratsmann Benedikt Pfennig auf und sagte: „Der Bürgermeister Kunrat Letzkau und die meisten Ratsmänner, die heute die Herren von Danzig spielen, taugen nichts. Sie müssen verjagt und durch Männer ersetzt werden, die zu den Brüdern vom Deutschen Orden halten!"

„Verjagen!" schrie der Ratsmann Erich vom Ende. „Das Wort ist leicht gesagt, aber schwer getan!"

„Mit Gewalt und offenem Widerstande werden wir nichts ausrichten, Kunrat Letzkau ist der Abgott des Danziger Volkes; es vertraut ihm blindlings und wird ihn gegen jeden offenen Feind schützen. Wißt Ihr kein anderes Mittel, seiner los zu werden?"

„Ich weiß eins", entgegnete Benedikt Pfennig. „Das Volk, das Kunrat Letzkau erhob und auf den Bürgermeisterstuhl setzte, muß ihn auch stürzen. Kennt Ihr nicht den uralten Spruch: Pöbels Lob hält keine Prob'?"

„Kunrat Letzkau zu stürzen ist nicht möglich!“ rief Erich vom Ende.

„Möglich ist alles, was ein listiger Mann will!“ erwiderte Benedikt Pfennig in zuversichtlichem Tone. „Habt nur Geduld, bis ich in nächster Zeit zum Bürgermeister gewählt worden bin.“

Die Männer redeten noch lange untereinander; ihre Blicke und Mienen hatten, als sie beim Morgendämmern den einsamen Turm verließen, einen zufriedenen Ausdruck. Auch der Komtur Heinrich von Plauen, der in der Stunde, in der er den Turm betrat, finster und verzweifelt wie ein zum Bettler verarmter Mann geblickt hatte, schaute jetzt froh drein.

Sie gingen ebenso heimlich aus dem Turme, wie sie sich hineingeschlichen hatten.

Der Komtur und der Ratsmann Benedikt Pfennig schritten die gleiche Straße entlang, während die übrigen eine andere Richtung wählten.

Im Gespräch vertieft achteten beide nicht, daß ihr Weg an der Sandgrube vorbeiführte.

Während sie, wie sie glaubten, unbelauscht weiterschritten, kamen sie am Hause des Kunrat Letzkau vorüber, der am offenen Fenster stand und einige Worte hörte.

Der Komtur Heinrich von Plauen sagte zum Ratsmanne: „Ich rechne auf Eure Hilfe. Ihr sollt fürstlich belohnt werden, wenn Ihr das ausführt, was wir beschlossen haben.“

Der Ratsmann Benedikt Pfennig hob die Hand wie zum Schwure und rief:

„Vertraut auf mich! Die Brüder vom Deutschen Orden haben keinen besseren Freund. Ich halte zu Euch in Glück und Not, mag da über mich kommen, was Gott will!“ —

Kunrat Letzkau hatte eine schlaflose Nacht verbracht; denn ihn quälten Sorgen.

Am Tage vorher war der Komtur von Danzig vor dem Rate erschienen und hatte im Namen des Hochmeisters eine Botschaft überbracht.

Heinrich von Plauen herrschte als Fürst über Preußen; vor seinem Willen mußte sich alles beugen. Nachdem ihm der Schoß, die neue Kopfsteuer, verweigert worden war, sann er auf andere Mittel, um mit Hilfe der Hansabrüder den leeren Ordenstressel zu füllen.

Die Stadt Danzig besaß durch die Kulmische Handfeste viele Vorrechte und Freiheiten, die den in einer argen Geldklemme steckenden Brüdern vom Deutschen Orden ein Dorn im Auge waren; unter anderen das Stapelrecht und den Bernsteinhandel.

Die von den Wogen der Ostsee bespülten Ufer bargen eine Schatzkammer, in deren Tiefen das leuchtende Meergold, der Bernstein, lag.

Schon dreihundert Jahre vor Christi Geburt landete der Seefahrer Pytheas aus Massilia, Marseille, an jener Küste und sah mit Staunen, daß die Goten auf den Götteraltären statt Holz ein goldigleuchtendes Harz anzündeten. Er sammelte es und brachte es in seine Heimat. Es war der Bernstein. Der Ruf von seiner Schönheit drang bis Rom, und im ersten Jahre nach Christi Geburt zogen römische Handelsleute gen Norden, um das Elektron, so nannten sie den Bernstein, zur Zier der Waffen und der Hausgeräte der Cäsaren einzutauschen. Er war der Hauptschmuck des goldenen Hauses, das Kaiser Nero baute.

Seit jenen Zeiten gruben alle Küstenbewohner am Baltischen Meere nach Bernstein und trieben Handel mit dem leuchtenden Meergolde. Die Brüder vom Deutschen Orden, die das Küstenland eroberten, nahmen das Recht zum Ausschachten und Verkauf des Bernsteins für sich in Anspruch; nur die Bürger der Stadt Danzig erhielten das Vorrecht: „Von jeder Ladung Bernstein, die verkauft wird, gehört Euch der dritte Teil."

Wie groß war die Enttäuschung des Kunrat Letzkau, als der Komtur der Ordensburg Danzig im Auftrage des Hochmeisters forderte, daß die Bürger auf dieses Vorrecht verzichten sollten!

Der Bürgermeister erwiderte:

„Was Ihr, Brüder vom Deutschen Orden, begehrt, verletzt die Rechte unserer Stadt."

Der Komtur brauste auf:

„Vergeßt nicht, daß der Herr des Landes hier durch meinen Mund spricht. Er fordert von Euch, seinen Untertanen, Gehorsam!"

Die Ratsmänner erhoben sich empört von ihren Sitzen.

„Wir sind als Hansabrüder — freie Bürger", riefen sie, „keines Herrn Untertanen!"

Kunrat Letzkau nahm eine Pergamentrolle, an der ein großes Siegel hing, in die Hand und hob sie in die Höhe.

„Das ist die Urkunde, mit der Winrich Kniprode uns Danzigern Freiheiten und Rechte verbrieft hat“, sagte er in feierlichem Tone. „Sie schützt uns für alle Zeiten gegen die Willkür seiner Nachfolger. Ein Hochmeister, der sie uns rauben will, ist unser Feind!“

Einer und der andere Ratsmann, die heimlich mit den Brüdern vom Deutschen Orden hielten, sprachen versöhnliche Worte: von der Not der Zeit und der Bedrängnis des Preußenlandes; sie beschworen ihre Mitbürger, um jeden Preis mit den Brüdern vom Deutschen Orden Frieden zu halten.

Kunrat Letzkau aber erwiderte heftig:

„Rechnet auf mich, wenn es gilt, Blut und Leben für einen großen Zweck zu opfern. Zu einem Schurkenstreiche aber, wie ihn der Komtur im Namen des Hochmeisters fordert, biete ich weder Rat noch Hand!“

Zornig wiederholte der Komtur, die Bürger müßten sich als Untertanen des Hochmeisters dessen Willen fügen. Er fordere mehr noch als den vollen Bernsteinzins. Die Stadt Danzig sollte auch auf das Stapelrecht verzichten.

„Der Hochmeister ist ein Wortbrüchiger!“ rief der Bürgermeister, sich vom Sitze erhebend.

„Hütet Eure Zunge!“ schrie der Komtur. „Es kostet Euch sonst den Kopf!“

„Der Hochmeister ist ein Wortbrüchiger!“ wiederholte der Bürgermeister. „Der letzte Knecht, der treu sein Wort hält, ist mir ehrwürdiger als Euer Herr, der verbriefte und besiegelte Vorrechte seiner Vorfahren für nichtig erklärt.“

„Heinrich von Plauen, mein Vetter, wird Schimpf und Schande, die Ihr ihm angetan habt, rächen!“ drohte der Komtur.

„Es sei! Ich bin darauf gefaßt!“ entgegnete Kunrat Letzkau mit stolz erhobenem Haupte. „Er wird dann zum ersten Wortbruche einen zweiten fügen.“

Und er erzählte dann den gespannt aufhorchenden Ratsmännern seine Begegnung mit dem Hochmeister in der Ordensburg Thorn, wie Herzog Heinrich von Liegnitz seinen wagemutigen Ritt ins Deutsche Reich pries, und was Heinrich von Plauen erwiderte.

„Kunrat Letzkau!“ sprach er damals zu mir, „der Dienst, den Ihr den Brüdern vom Deutschen Orden erwiesen habt, soll Euch und Eurer ganzen Sippe gelohnt werden.“

„Erinnert Euern Herrn Vetter an diese Worte,“ schloß er, sich an den Komtur wendend, „wenn er, wie Ihr droht, mir an Leib und Leben schaden will!“

Während der Komtur im höchsten Zorn den Saal des Rathauses verließ, sprach Kunrat Letzkau:

„Wir sind freie Bürger. Wozu brauchen wir Schutz und Gunst des Hochmeisters? Wir fürchteten die Brüder vom Deutschen Orden nicht, als sie unter Winrich Kniprode und Kunrat Wallenrod groß und mächtig waren wie kein anderer Staat in Europa. Warum sollen wir heute, wo sie besiegt, erniedrigt und nur der Schatten ihrer einstigen Größe sind, vor ihnen zittern.“

„Wir haben nur einen einzigen Feind. Er haust nicht in der Marienburg, sondern hier in Danzig. Er heißt: Zwietracht. Wie lautete der Wahlspruch unserer Vorfahren? „In unitate robur! In der Einigkeit ist die Stärke!“ Einigkeit heißt aber: Einer für alle und alle für einen!“

Die Ratsmänner wiederholten begeistert:

„Wir wollen einig sein! Einer für alle und alle für einen!“

Kunrat Letzkau war dann in sein Haus an der Sandgrube gegangen; die Erinnerung an die sturmbewegte Ratssitzung wanderte mit ihm wie ein lästiger Gast. Sie lag wie eine düstere Wolke über der sonnigen Behaglichkeit seines Heims und verließ ihn auch nicht, als er am Spätabende sein Schlafgemach aufsuchte. Er zerwühlte sein Lager und stand endlich auf, öffnete das Fenster und schaute ins Freie.

Im Osten zuckten die ersten Lichtstrahlen, die goldenen Boten des neuen Tages, empor, ein frischer Wind zerwehte die Nachtschleier. Beim Dämmerscheine des jungen Morgens erblickte er zwei Männer, die eifrig plaudernd an seinem Hause vorübergingen und in der Erregung so laut sprachen, daß er manches Wort hörte.

Er erkannte in ihnen den Komtur Heinrich von Plauen und den Ratsmann Benedikt Pfennig, der ihn längst, wie er wußte, aus Neid haßte.

Seine Ahnung, daß es unter den Bürgern der Stadt Männer gab, denen Gunst und Freundschaft der Brüder vom Deutschen Orden mehr galten, als Wohl und Ehre von Danzig, erfüllte sich jetzt. Die Worte des Ratsmannes: „Die Brüder vom Deutschen Orden werden frohlocken, wenn es mir gelingt, ihren Ordenstressel aufs neue zu füllen!“ erschreckten ihn tief.

Die blieben ihm ein Rätsel, das erst nach einigen Tagen gelöst wurde. —

Es war der Sankt Josephstag gekommen, an dem in Danzig ein großer Jahrmarkt abgehalten wurde. Seit Morgengrauen standen die Buden offen, und ringsum die Bänke in den Gassen drängten sich Männer und Frauen in bunten Haufen. Der Lärm der Krämer, die mit lauter Stimme ihre Waren feilboten, die Gegenreden der Käufer, die ebenso laut feilschten, tönten durch die ganze Stadt.

Eine Patrizierfrau, der eine Magd mit einem großen Korbe folgte, blieb vor der Bude eines Goldschmiedes stehen, beguckte die dort ausgelegten goldenen und silbernen Ringe und Ketten und wählte endlich ein Schmuckstück. Sie reichte dann dem Krämer eine silberne, wie neu funkelnde Münze.

Dieser besah das Geldstück von allen Seiten, wog es in der Hand und prüfte seinen Klang. Er rief, der Patrizierin scharf ins Gesicht schauend: „Eure Münze ist falsch!"

Sie beteuerte, ihr Eheherr hätte ihr gestern einen Beutel voll gleicher Münzen ins Haus gebracht.

Der Goldschmied schüttelte den Kopf und stieß allerlei Verwünschungen aus, so daß das vorübergehende Marktvolk stehen blieb und neugierig fragte, was geschehen sei, und bald war die Bude von einer großen Menschenmenge umdrängt. Einige gaben dem Krämer recht und beschimpften die Patrizierin, während andere wieder sie in Schutz nahmen.

Das wilde Schreien lockte immer mehr Volk herbei, und bald tönte durch das ganze Viertel die Kunde von der falschen Münze. Die anderen Krämer prüften, mißtrauisch geworden, alle Geldstücke in ihren Taschen, und jeder von ihnen entdeckte, daß jene Münzen, die, wie ihr Gefunkel verriet, erst kürzlich aus der Münzstätte gekommen waren, leichter wogen wie die glanzlosen alten Geldstücke.

Der Goldschmied legte endlich die Münze der Patriziersfrau auf die Goldwage; sie wog statt dreizehn nur vier Lot Silber! Jetzt kamen die anderen Krämer herbei und ließen die neuen Geldstücke wiegen. Alle hatten das gleiche geringere Gewicht!

Das Marktvolk geriet in fieberhafte Aufregung, und mit Windesschnelle verbreitete sich in ganz Danzig die Nachricht, daß die neuen Münzen statt dreizehn nur vier Lot Silber wogen.

Wer hatte die Täuschung verschuldet? Die Städte Thorn, Elbing und Danzig besaßen das Vorrecht, Münzen zu prägen; die Aufsicht aber über deren Gehalt und Gewicht führte ein Bruder vom Deutschen Orden.

Alles fragte nach dem Münzmeister der Stadt Danzig, Benedikt Pfennig.

„Wer gab ihm den Auftrag, eine geringwertigere Münze zu prägen?“ schrie das Volk. „Dem Mann, der uns betrügen will, sollen die Knochen im Leib zerschlagen werden. Er steht mit den Brüdern vom Deutschen Orden im Bunde. Wir schinden uns schon genug. Die böse Zeit, die heute Land und Stadt drückt, macht es schwer, das tägliche, kümmerliche Brot zu verdienen.“

So tönte es aus dem hellen Haufen, der jetzt die Richtung nach der Münzstätte einschlug. Je mehr er sich dem Hause näherte, desto mehr Unzufriedene gesellten sich ihm zu, bis viele Tausende vor dem Tore standen.

Ihr wildes Geschrei lockte den Ratsmann Benedikt Pfennig ans Fenster. Bei seinem Erscheinen tobte das Volk wie eine Schar Wilder.

Der Ratsmann winkte mit der Hand zum Zeichen, daß er reden wollte und sagte, nachdem es draußen still geworden war:

„Lieben Mitbürger! Ich weiß, was Euch in Zorn und Empörung brachte. Ich klage mit Euch, daß die neue Münze ein minderes Gewicht hat. Warum soll ich, der Schuldlose, für fremde Sünden büßen? Sucht den auf, der an allem Schuld ist; ich bin nur ein Diener, der das tut, was sein Herr befiehlt. Geht zum Herrn unserer Stadt, zum Bürgermeister Kunrat Letzkau, und fordert von ihm Rechenschaft.“

Als der Name Kunrat Letzkau an das Ohr der tausendköpfigen Menge klang, entstand aufs neue ein wildes Geschrei, das in Zank ausartete. Die meisten beteuerten, Kunrat Letzkau sei ein ehrlicher Mann, rein in Gesinnung und Wandel. Der Befehl, eine minderwertige Münze zu prägen, sei nicht von ihm ausgegangen. Andere wieder, die zu seinen heimlichen Feinden zählten oder von diesen verführt worden waren, sagten:

„Kunrat Letzkau ist um keinen Skoter besser als die meisten Ratsmänner. Ein Spitzbube gleicht dem anderen wie ein Ei dem anderen. Sie müssen alle geköpft werden. Kommt mit in die Sandgrube!“

Während die Menge schreiend, tobend und die Fäuste schwingend in die Sandgrube zog, folgte ihr der Ratsmann Benedikt Pfennig und sagte zu seinem Freunde, dem Ratsmann Erich vom Ende, der ihm begegnete:

„Das alte Sprichwort: „Pöbels Lob hält nicht die Prob'" bleibt immer wahr. Das Volk von Danzig rennt in die Sandgrube hinaus, um seinem Abgotte, dem Bürgermeister Kunrat Letzkau, den Schädel einzuschlagen."

Als der Volkshaufen vor dem Hause des Bürgermeisters in der Sandgrube erschien, trat Kunrat Letzkau auf den Beischlag und blickte ruhig und in stolzer Haltung auf die tobende Menge. Nichts an ihm, weder Miene noch Wesen, verriet, daß er Furcht hatte. Er fragte einige, die sich am wildesten gebärdeten, was sie von ihm begehrten. Nachdem sie die Beschuldigung des Ratsmanns Benedikt Pfennig, er, der Bürgermeister, hätte die Prägung geringwertiger Münzen befohlen, wiederholt hatten, sagte er mit weithin tönender Stimme:

„Benedikt Pfennig lügt! Schande über den Mann! Er gelobte in der Stunde, in der er Ratsmann wurde, der Stadt Treue, und heute hält er zu den Brüdern vom Deutschen Orden!"

Er schilderte dann die ewige Geldnot des Hochmeisters und erzählte der gespannt lauschenden Menge, daß er am dämmernden Morgen den Verräter im Gespräche mit dem Komtur der Ordensburg Danzig sah und ihre Reden hörte.

Kunrat Letzkau erhob die Rechte gen Himmel.

„Ich rufe Gott den Herrn zum Zeugen an, daß ich nichts von der Prägung der minderwertigen Münzen wußte! Beruhigt Euch, lieben Mitbürger, und geht nach Hause. Der Mann, der den Betrug verübte, soll peinlich bestraft werden!"

Wie Abendtau, der in eine durch Sonnenbrand verdorrte Wiese rieselt, wie Meeresstille, die sich über die sturmzerwühlten Wogen breitet, wie Morgenlicht, das in die Nacht eines Kerkers fällt, so drangen seine Worte ins Herz des aufgeregten Volkes.

Es rief:

„Wir glauben Dir, Kunrat Letzkau, und vertrauen, daß Du, unser Freund, uns wider jeden Betrug und Schaden schützen wirst. Schande und Verderben über den Verräter Benedikt Pfennig, der es mit unseren Feinden, den Brüdern vom Deutschen Orden, hält!"

In der Mittagsstunde versammelte Kunrat Letzkau die Ratsmänner im großen Saale des Rathauses; er schilderte den schweren Schaden, den Handel, Gewerbe und Handwerk durch die Prägung minderwertiger Münzen erlitten und forderte, daß der Münzmeister der Stadt Danzig hart bestraft werde.

Alle Ratsmänner guckten auf Benedikt Pfennig, der in ihrer Mitte saß. Er trug eine dreiste Miene zur Schau und erwiderte trotzig, als Münzmeister der Stadt gehorche er nur dem Landesherrn, dem Hochmeister. Zur Linderung der Geldnot in Preußen hätte jener befohlen, Münzen zu prägen, die statt dreizehn Lot nur vier Lot Silber wiegen. Der Befehl des gottgeweihten Meisters gelte ihm mehr als die Gunst aller Ratsmänner!

Kunrat Letzkau rief:

„Schweigt! Eure freche Zunge verrät den Wicht, der Ihr seid.“

Benedikt Pfennig aber redete immer weiter und brachte die Ratsmänner in unbeschreibliche Wut. Einige sprangen von den Sitzen auf, traten auf ihn zu und drohten ihm, wenn er nicht sein unverschämtes Maul halte. Er aber nannte sie alle Schwachköpfe, die nach der Pfeife des Kunrat Letzkau tanzten.

Dieser Schimpf machte ihren Zorn hell auflodern und reizte sie zu einer wüsten Tat.

Sie packten den Benedikt Pfennig, der sich mit Faust und Fuß wehrte, an der Kehle, zerrten ihn unter Stößen ans offene Fenster und warfen ihn auf die Straße.

Der Sturz aus dem Fenster machte ihn zum Krüppel; denn er brach sich Beine und Arme und lag viele Monate siech im Elendhofe zu Sankt Elisabeth.

Kunrat Letzkau ließ seinen Namen aus dem Ehrenbuche der Stadt, in das jene der besten Bürger geschrieben wurden, auslöschen, und seitdem war Benedikt Pfennig, wie ein Chronist meldet, ein anrüchiger Mann, dem jeder aus dem Wege wich.

Der Komtur der Ordensburg Danzig ritt am Abende dieses Tages in die Marienburg und klagte dem Hochmeister Schimpf und Schaden, die sein Freund, der Münzmeister der Stadt Danzig, davontrug.

„Die Bürger von Danzig sind ein aufrührerisches Gesindel, und ihr Bürgermeister ist ein Starrkopf!“ rief der Hochmeister Heinrich von Plauen. „Ich werde sie zum Gehorsam zwingen und ihnen zeigen, daß ich ihr Herr bin!“

Auf seinen Befehl lauerten Reisige auf der Heerstraße den Danziger Kaufherren und Krämern auf, die zum Markte nach Thorn zogen und schleppten sie als Gefangene in die Marienburg.

Als die Kunde davon nach Danzig kam, liefen Bürger und Volk zum Rathause und forderten ungestüm, daß der Bürgermeister vor ihnen erscheine.

„Auf Euren Rat leisteten wir dem Hochmeister, der uns Vorrechte und Freiheiten nehmen wollte, Widerstand!“ sagten sie. „Jetzt hat er seine Drohung: ‚Ich will die Danziger zum Gehorsam zwingen!‘ ausgeführt. Rate und schütze uns.“

Kunrat Letzkau erwiderte gelassen:

„Mein Rat lautet: ‚Geht ruhig nach Hause und vertraut Eurem Bürgermeister.‘ Den Schutz aber, den Ihr von mir begehrt, werdet Ihr noch in dieser Stunde kennen lernen.“

Er sammelte eine Schar Wehrmannen und zog in die „Breite Gasse“ vor das Haus, in dem der Großschäffer der Marienburg, Eberhard, herbergte. Er war ein Blutsverwandter des Komturs von Danzig und des Hochmeisters und stand in beider Gunst.

Kunrat Letzkau trat in die Herberge und sagte zu ihm:

„Ihr seid mein Gefangener!“

Der Großschäffer wehrte sich und schrie: „Ich werde beim Hochmeister Klage führen. Habt Ihr ein Recht, mir die Freiheit zu rauben?“

„Ich habe dasselbe Recht dazu wie Euer Hochmeister, der meine Mitbürger auf der Heerstraße überfiel und einkerkerte“, entgegnete Kunrat Letzkau.

Auf seinen Befehl führten die Wehrmannen den Großschäffer in die Bolle.

Sie war ein Verließ unter dem Fischerturm am Mottlauflusse und das Gefängnis für Verbrecher und fahrendes Volk.

Kunrat Letzkau, der ihnen gefolgt war, sagte zum Großschäffer:

„Bleibt hier so lange in Finsternis und bei schmaler Kost sitzen, bis der Hochmeister meine Mitbürger freigelassen hat.“



Das Krantor.

Elftes Kapitel.

Recht geht vor Macht.

„Feuer! Feuer!“ tönte es an einem der letzten Märztage durch die Rechtstadt von Danzig. „In der Drehergasse steht der große Kran in Flammen!“

In den Häusern lief alles an die Fenster, während die Menschen, die auf den Straßen waren, so schnell, wie es ihre Beine vermochten, zur „Breiten Gasse“ eilten, wo ein riesiges Gebäude lichterloh brannte.

Eine Feuergarbe nach der anderen schoß gen Himmel, und eine Flut schwärzlich gelber Rauchwolken wogte über die Stadt. Sie hüllte Häuser und Straßen in dichte Schleier; der aufsteigende Qualm raubte den näherkommenden Leuten den Atem und drang ihnen in die Augen, daß sie schmerzten.

Der Unterbau des Krans bestand aus mächtigen Quadersteinen; darüber ragte, von schlanken Balken getragen, ein Holzbau in die Lüfte, an dem, in eisernen Rollen laufend, starke Seile herabhingen.

Das Holzwerk des Krans brannte wie Zunder; die vom Winde empor gewehten Funken sprühten als feuriger Regen ringsum, und die aufsteigende Glut trieb jeden, der löschen wollte, zurück. Nach wenigen Stunden war der Kran ein Aschenhaufen, aus dem der steinerne Unterbau als rauchgeschwärzte Ruine hervorragte.

Die Schiffer und Kaufherren, die ihre, den Mottlaufluß auf- und niederfahrenden Schiffe Tag für Tag mit Warenbündeln und schweren Truhen befrachteten, konnten den Kran nicht lange entbehren und verlangten, sobald die letzte Glut ausgelöscht war, den Bau eines neuen Kranes.

Der Rat sandte einige Tage später Maurer und Zimmerleute nach dem Krantor, die flink und rüstig ans Werk gingen. Schon war die Baustelle von Asche und Trümmern gesäubert, schon wurden die Tragbalken und Holzpfeiler aufgestellt und darüber ein Schutzdach gespannt; da erschien der Komtur Heinrich von Plauen mit Ordensreisigen und verjagte die Bauleute.

„Im Namen des Hochmeisters fordere ich für die Brüder vom Deutschen Orden das Kranrecht", sagte er in befehlendem Tone. „Die Kaufherren, Schiffer und Klever des Hansabundes sollen in Zukunft den Kran benutzen, den wir errichten werden."

Die Danziger lachten ihn aus und verspotteten ihn. Sie riefen die vertriebenen Bauleute zurück und stellten Wachen auf, die jene während der Arbeit schützten.

Der Komtur geriet in Zorn. „Weh' Euch!" rief er, „Euer Landesherr, der Hochmeister, wird Euch wegen Ungehorsam und Widerstand züchtigen."

„Wir fürchten Eure Drohungen nicht", erwiderten die Bürger. „Es geschieht nur das, was unser Recht ist."

Heinrich von Plauen erschien kurz darauf in der Ratsstube, wo er dem Bürgermeister Kunrat Letzkau sein Leid klagte.

„Vor einigen Wochen habt Ihr im Namen des Hochmeisters von uns den Verzicht auf das Stapelrecht und den Bernsteinzins gefordert. Ich verweigerte ihn Euch im Namen der versammelten Ratsmänner, auf die Urkunde weisend, durch die uns

Winrich Kniprode Vorrechte und Freiheiten verlieh", sagte der Bürgermeister. „Folgt heute meinem Beispiele und beweist mir durch Schriftstück und Wappensiegel, daß die Brüder vom Deutschen Orden in Danzig das Kranrecht zu eigen haben."

Der Komtur erwiderte unwillig, daß der Wille des Hochmeisters mehr gelte als verbriefte Rechte.

„Ihr täuscht Euch, Herr Komtur", unterbrach ihn Kunrat Letzkau. „Die schlimmen Zeiten, in welchen die Faust mehr galt als das Recht, sind glücklich vorbei! Heute müssen sich Kaiser, Könige und alle Landesherren unter den Spruch beugen: „Recht geht vor Macht". Meldet Eurem Herrn, dem Hochmeister, daß wir Danziger einen neuen Kran bauen werden. Das Recht dazu kann uns weder er noch irgend ein Herr streitig machen."

Heinrich von Plauen kehrte im hellen Zorn in die Ordensburg zurück und beriet lange mit den Brüdern, was sie tun sollten. Sie beschlossen einen eigenen Kran aufzurichten, und der Baumeister, den sie riefen, zeichnete einen Entwurf, nach dem der Kran die Gestalt eines ruhenden Schwanes erhalten sollte.

Die Zeichnung gefiel dem Komtur so gut, daß er wieder frohgelaunt wurde und ausrief:

„Wollen sie haben den Kran,
Bauen wir den Schwan."

Am Tage aber, da die ersten Werkleute auf dem Platze, an dem der neue Kran stehen sollte, erschienen und ihre Arbeit begannen, stürmte die Stadtwehr heran und verjagte sie.

„Laßt den Bau sein!" rief ihr Führer. „Der Wille unseres Herrn, des Rates von Danzig, verbietet die Arbeit!"

Trotzdem versuchten die Maurer und Zimmerleute, die der Komtur gerufen hatte, ein zweites und drittes Mal, den Bau zu beginnen; immer aber wurden sie von der Stadtwehr an ihrer Arbeit verhindert.

Wie mit dem Kran, so erging es den Brüdern vom Deutschen Orden auch mit dem Turm, der an der Stadtmauer hinter dem Dominikanerkloster aufragte. Er war rissig und zerfallen; seine Grundmauern mußten erneuert werden. Der Baumeister tat sein Übriges, setzte ein zweites Stockwerk auf und krönte es mit Brustwehr und Zinnen.

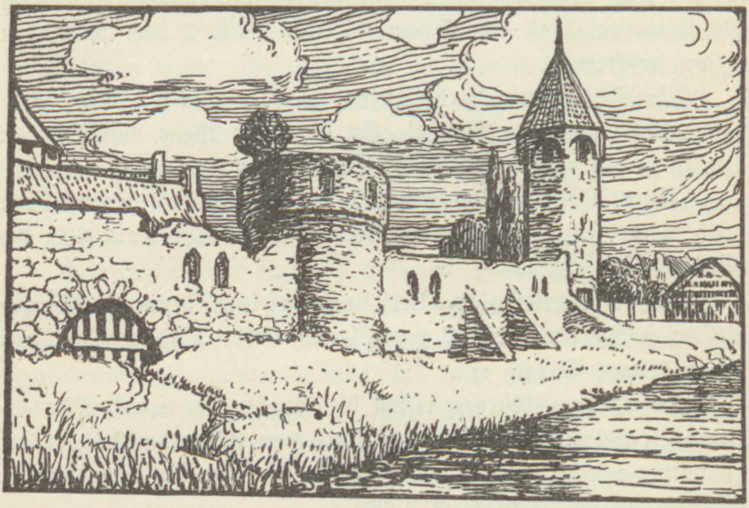
Von der Höhe konnte jetzt jeder, der oben stand, in die Ordensburg gucken, und seine ersten Blicke fielen immer in die Küche.

Das ärgerte wieder den Komtur und dessen Hausgenossen; sie erhoben ein Geschrei:

„Der neue Turm ist zu hoch gebaut. Wir wollen nicht, daß uns die Danziger in die Küche gucken.“

Und wieder lachten und spotteten die Bürger über die Klagen des Komturs und nannten seitdem den Turm den „Kiek in die Käk“.

Der Zorn der darüber erbosten Brüder des Deutschen Ordens wuchs mit jedem Tage und verführte sie zu einem tollen Wagestück.



„Kiek en de Käk“.

Eines Morgens donnerten die Blyden, die sie während der Nacht im Anger aufgestellt hatten, gegen den Turm „Kiek in die Käk“. Die Steinkugeln prallten gegen Mauer und Zinne, warfen ihn aber nicht in Trümmer, obwohl das Schießen mehrere Tage dauerte, bis der Bürgermeister Kunrat Letzkau eine Schar Wehrmannen sammelte und über die Blydenmeister herfiel.

Sie schrieen jämmerlich um Hilfe und lockten dadurch den Komtur und dessen Reisige herbei Als jedoch Heinrich von Plauen den zähen Widerstand der städtischen Wehr sah, verließen ihn Streitlust und Mut; ohne einen Schwertschlag oder Lanzenstich vollführt zu haben, kehrte er eilig in die Ordensburg zurück.

Kunrat Letzkau rief die Ratsmänner in den großen Saal des Rathauses und sprach zu ihnen:

„Die Brüder vom Deutschen Orden quälen uns Danziger wie ein Schwarm Hornisse den Wanderer zur heißen Sommerszeit. Der gerechte und milde Sinn eines Winrich Kniprode ist von ihnen gewichen; sie sinnen immer nur auf Listen und Schliche, unserer Stadt zu schaden. Mitbürger, denkt an die Zeit, in der unsere Vorfahren die Schnapphähne und Strauchritter ebenso wie die Seeräuber befehdeten. Mit dem Kampfrufe: „Recht geht vor Macht!" warfen sie das adelige Gesindel in den Staub und bedrängten es so lange, bis es um Frieden bat und Frieden gelobte. Der Wahlspruch: „Recht geht vor Macht!" muß auch der Kampfruf sein, unter dem wir die Brüder vom Deutschen Orden befehden."

Die Ratsmänner wiederholten:

„Recht geht vor Macht! Es ist unser Wille, daß Ihr an den Hochmeister den Fehdebrief sendet."

„Euer Wille soll geschehen", erwiderte der Bürgermeister. „Ich werde heute noch den Fehdebrief der Stadt Danzig in die Marienburg senden."

Der Fehdebrief aber blieb ungeschrieben; denn am Abende ritt der Hochmeister Heinrich von Plauen mit den Ordensgebietigern in die Stadt Danzig ein.

Am anderen Morgen riefen die Glocken der Sankt Marienkirche die Bürgerschaft und das Volk zum Gottesdienste, der am Hochaltar gefeiert wurde. Während die Priester im Chore sangen, erschien der Hochmeister im Dome.

Der Bürgermeister Kunrat Letzkau war mit einigen Ratsmännern durch eine andere Pforte in die Kirche getreten.

Als der letzte Sang der Priester verklungen war, schritten der Hochmeister und Kunrat Letzkau zum Hochaltar und blieben an dessen Stufen stehen.

Der Priester, der nach dem Gottesdienste am Altare betete, ergriff das Evangelienbuch, öffnete es und stieg, es mit beiden Händen haltend, die Stufen abwärts.

Der Hochmeister legte die rechte Hand auf das heilige Buch und rief mit lauter Stimme:

„Im Namen der Brüder vom Deutschen Orden verspreche ich, ewigen Frieden mit der Stadt Danzig zu halten."

Der Bürgermeister Kunrat Letzkau berührte ebenfalls das Evangelienbuch und sprach:

„Im Namen der Stadt Danzig gelobe ich, mit den Brüdern vom Deutschen Orden Frieden zu halten!“

Beide reichten sich die Hände und küßten einander auf die Wangen. Dieser Bruderkuß verhieß den Anwesenden, daß von der Stunde an die Rittermönche mit den Danzigern in Frieden leben wollten.

Ehe der Hochmeister Heinrich von Plauen aus der Kirche ging, näherte er sich dem Kunrat Letzkau und sagte:

„Ihr habt mich durch den Komtur von Danzig an das Versprechen erinnert, das ich Euch in Thorn gegeben habe. Seid überzeugt, daß dieses Gelöbnis niemals aus meinem Gedächtnisse entschwinden wird. Es ehrt mich, der Freund eines Mannes zu sein, den die Stadt Danzig als ihren besten Bürger preist!“

Als der Hochmeister am Abende im Remter der Ordensburg saß und mit den Brüdern kurzweilige Reden führte, gab er seinem Vetter, dem Komtur, einen heimlichen Wink, und beide setzten sich abseits in eine Fensternische des Saales.

Der Hochmeister sagte in strengem Tone: „Ich kenne Deine Gesinnung gegen den Bürgermeister Kunrat Letzkau. Von Haß verblendet, wünschest Du ihm und der Stadt alles Schlimme und vergißt dabei die guten Dienste, die beide uns geleistet haben.“

Der Komtur entgegnete: „Mit den Bürgern von Danzig ließe es sich schon in Freundschaft leben. Es sind Männer unter ihnen, die uns wohl gesinnt sind und treu zu uns halten. Nur ihr Bürgermeister ist schuld, daß die Stadt Euch den Gehorsam weigert und andere Wege geht. Kunrat Letzkau liebt seine Stadt über alles und opfert ihr Gunst und Freundschaft unseres Ordens.“

„Kunrat Letzkau ist ein rechter Mann vom Scheitel bis zur Sohle!“ sagte der Hochmeister. „Er dient seiner Stadt ebenso treu wie einst dem Hochmeister Winrich Kniprode. Vergiß nicht, lieber Vetter, mein Gelöbnis, das ich heute im Gotteshause geleistet. Es ist mein Wille, daß Du um jeden Preis mit der Stadt Danzig und ihrem Bürgermeister Frieden halten sollst.“

Der Hochmeister erhob sich von seinem Sitze, bot den Brüdern den Gutenachtgruß und verließ den Remter; der Komtur aber gesellte sich zu den anderen Brüdern, die mit gleichem Hasse gegen Danzig und dessen Bürgermeister erfüllt waren und redete lang mit ihnen, während die Becher kredenzt wurden.

„Solange Kunrat Letzkau Bürgermeister ist, wird es nie rechten Frieden mit der Stadt Danzig geben!“ rief ein Bruder.

„Sagt lieber“, unterbrach ihn der Komtur, „solange Kunrat Letzkau am — Leben bleibt!“

Als der Wächter am Turm die erste Nachtstunde verkündete, erhoben sich alle von ihren Sitzen und verließen den Remter; der Komtur aber, der ihnen folgte, wiederholte, während er die Faust ballte:

„Kunrat Letzkau ist der ärgste Feind der Brüder vom Deutschen Orden!“

Zwölftes Kapitel.

Die Blutrache des Komturs.

„Was für einen Nutzen hat der Mensch von seiner Mühsal und Beschwernis des Geistes, womit er sich quälet unter der Sonne. Seine Tage sind voll Schmerz und Sorge, und auch während der Nacht ruht sein Geist nicht."

Die Wahrheit dieses Weisheitsspruches der Heiligen Schrift mußte auch der Bürgermeister Kunrat Letzkau erfahren; denn trotz der Ehren und der Liebe, die ihm die Bürger und das Volk von Danzig erwiesen, trotz des Friedens, der jetzt zwischen der Stadt und den Brüdern des Deutschen Ordens herrschte, bedrückten ihn doch mancherlei Leid und Ungemach. Der Tod hatte ihm seine liebe Ehefrau und die älteste Tochter geraubt; auch die Ahnung, der Friede werde nicht von langer Dauer sein, lag wie ein trüber Schatten auf seinem Lebenswege. Die jüngere Tochter Anna war dem Ratsmanne Bartel Groß als Ehefrau gefolgt, und so saß der Bürgermeister einsam im Hause an der Sandgrube.

Wie frohlockte er, als eines Mittags ein Mann Einlaß begehrte, in dem er einen Genossen seiner Jugendjahre erkannte. Es war Lüdeke Palsat, ein Brudersohn des Großschäffers in der Marienburg, der ihn wie einen Sohn aufgenommen und zum wehrtüchtigen Manne gemacht hatte. Beide, der Gast, der den Namen seines Oheims trug, und Kunrat Letzkau waren beim Waffenspiele unzertrennliche Gefährten gewesen.

„Was führt Dich, den trauten Gesellen meiner jungen Jahre, aus der Marienburg hierher?" fragte der Bürgermeister seinen Gast, als beide in der Prunkstube hinter den mit Wein gefüllten Humpen saßen.

Lüdeke Palsat erwiderte mit einem wehmütigen Lächeln: „Wir haben das gleiche Schicksal erlebt! Ich bin ebenso wie Du aus der Marienburg gejagt worden."

Er erzählte dann, daß er, zum Jünglinge und Mann erwachsen, dem Großschäffer als Gehilfe zugesellt wurde und stillfriedlich in der Vorburg bis zum Tage lebte, an dem die Danziger Kaufherren dort als Gefangene erschienen. Der Hochmeister befahl ihm aufs strengste, sie hart zu behandeln und hungern zu lassen. Voll Mitleid gegen die schuldlos Eingekerkerten tat er das nicht, und einer, der ihm die gute Stelle neidete, verriet das dem Hochmeister. Sofort mußte er die Marienburg verlassen.

Sein Weg führte ihn nach Danzig, und er fand im Hause eines Patriziers, der in der Marienburg gefangen saß und später freigelassen wurde, gastliche Aufnahme und ein neues Heim. Sein Gönner bestellte ihn zum Klever der Hansabrüder.

Die beiden Jugendgenossen redeten noch viel und lange von der vergangenen Zeit. Beim Abschiede drängte Palsat den Bürgermeister, ihn in seinem neuen Heime zu besuchen.

Kunrat Letzkau erschien einige Tage später im Hause des Palsat und begegnete dort dem Komtur der Ordensburg Danzig, Heinrich von Plauen, der ihn mit den Worten begrüßte: „Lüdeke Palsat ist auch mein Jugendfreund. Ich liebe ihn bis zur Stunde trotz seines Zwistes mit dem Hochmeister. Als ich hörte, daß er sich in Danzig angesiedelt habe, war ich der erste Gast, der an seine Tür klopfte. Ich wußte, daß Ihr heute hier erscheinen würdet, und bitte Euch, mit einigen Ratsmännern am Palmsonntag meine Gäste in der Ordensburg zu sein.“

Kunrat Letzkau erwiderte, daß er mit dem zweiten Bürgermeister Arnold Hecht, den Ratsmännern Tiedemann Huxer und Bartel Groß, seinem Schwiegersohne, am Palmsonntage dort erscheinen werde.

Es war der erste Sonntag der Leidenswoche gekommen, als um die Mittagsstunde die vier Ratsmänner durch das „Haustor“ in die Ordensburg schritten. In dem dunklen Torbogen stand ein Mann, der ein enganliegendes, aus bunten Flicken gefertigtes Kleid und auf dem Kopfe eine mit Schellen besetzte rote Mütze trug. Es war der Hausnarr des Komturs Heinrich von Plauen*).

*) Mit dem Worte Narr verband das Mittelalter einen edleren Begriff als wir heute. Der Narr bildete die beständige Gesellschaft eines vornehmen Herrn und war oft sein Vertrauter oder Ratgeber. Als kluger, erfahrener Mann ließ er sich weder durch die Drohungen der mißgünstigen Hofleute, noch durch ihre Bitten oder Geschenke in seinem Berufe, stets die Wahrheit zu sagen, einschüchtern. Da er alles mit närrischen Redensarten vorbrachte, wurde er Narr genannt.

Er beguckte die Gäste von allen Seiten und sagte mit halb wehmütigem und halb schelmischem Ausdrucke im Gesichte:

„Wenn Ihr wüßtet, was für eine Mahlzeit Euch hier bereitet ist, würdet Ihr gewiß nicht hereingehen.“

Der greise Ratsmann Tiedemann Huxer, der voranging, hörte die Worte des Narren und blieb betroffen stehen. Nach langem Nachdenken betastete er seine Taschen, wandte sich um und sagte zu seinen Begleitern:

„Ich geh' nach Hause, werde aber gleich wiederkehren. Ihr wißt, daß ich Witwer bin. Das Gesinde, dem die strenge Zucht der Hausfrau fehlt, treibt gewiß, während ich auswärts weile, allerlei Unfug. Ich vergaß die Schlüssel zur Geldtruhe. Wer weiß, ob es mich nicht bestiehlt.“

Arnold Hecht, der auch die Spottrede des Narren gehört hatte, zeigte Lust, ihm zu folgen; Kunrat Letzkau aber rief:

„Wir müssen beim Gastmahle erscheinen; die Brüder würden sich durch unser Fernbleiben verletzt fühlen. Nach dem Frieden, den ich in der Sankt Marienkirche beschworen, ruht alle Feindschaft. Ich will nicht der erste sein, der ihn bricht. Wir müssen den Brüdern vom Deutschen Orden mit Vertrauen entgegenkommen. Nur der gewinnt Vertrauen, der Vertrauen schenkt. Was kann uns in der Ordensburg geschehen? Der Komtur mag uns gefangen nehmen; er hat aber kein Recht, uns an Ehre, Leib und Leben zu schaden.“

Unter dem Torbogen erschienen mehrere Brüder, die ihnen den Willkommensgruß boten, und einer von ihnen sagte zu den Dienern, die dem Bürgermeister und den Ratsmännern gefolgt waren: „Kehrt nach Hause zurück! Hier ist genug Gesinde, das Euren Herren aufwarten und sie am Abend heimgeleiten wird.“

Als der Narr sah, daß der greise Ratsmann Tiedemann Huxer über die Zugbrücke, die noch niedergelassen war, zurückging, lachte er laut auf:

„Die drei Vögel sind gefangen! Der Alte war zu listig und ist aus dem Garn entwischt!“

Die drei Danziger Bürger schritten durch den Flur nach dem Remter. Sobald sie dort eingetreten waren, sprang der Komtur, der im Kreise von zwölf Brüdern gesessen hatte, auf und rief:

„Ihr seid Schelme und Bösewichte. Jetzt ist die Stunde da, in der ich alle Unbill, die Ihr uns Brüdern angetan, rächen kann!“

Kunrat Letzkau blieb trotz der wilden Rede und wütenden Gebärde des Komturs gelassen und sagte:

„Ihr irrt Euch, Herr Komtur. Weder ich noch meine Mitbürger in Danzig haben Euch jemals Unbill zugefügt. Wir ehrten alle Brüder vom Deutschen Orden, wie es ihnen, den Gottgeweihten, gebührte!“

„Ihr vergeßt, daß wir nicht im Saale des Rathauses stehen, wo Ihr den Herrn spielen konntet!“ schrie der Komtur. „Wer weigerte dem Hochmeister den Gehorsam? War das nicht eine schwere Unbill für ihn, daß Ihr weder auf das Stapelrecht noch den Bernsteinzins verzichten wolltet?“

„Wir erfüllten nur unsere Pflicht und taten das, was unser Recht war,“ entgegnete Kunrat Letzkau.

„Was redet Ihr von Recht und Gesetz?“ brauste der Komtur auf und schlug die Faust gegen seine Brust. „Hier steht Euer Herr, dem Ihr, als dem Stellvertreter des Hochmeisters, gehorchen müßt. Ich kenne weder Euer Recht noch kümmere ich mich um Gesetze oder Brauch. Ihr seid in meiner Gewalt!“

Der Komtur schrie so laut, daß Kunrat Letzkau nicht weiter reden konnte.

Er neigte das Haupt wie einer, der einem unabwendbaren Unglücke entgegensieht und sich in sein Schicksal fügt. Leise sagte er zu seinem Schwiegersohne Bartel Groß:

„Wer mir jetzt ein gutes Schwert in die Hand gibt, dem wollte ich gern tausend Goldgulden zahlen!“

Auf einen Wink des Komturs trat ein riesiger Mann in den Remter, der ein scharlachrotes Gewand und eine Mütze von der gleichen Farbe trug.

Der verneigte sich tief vor den Brüdern und sagte:

„Am gestrigen Abend kam zu mir, dem Scharfrichter von Elbing, ein Bote, der mich so lange drängte, bis ich mein Roß bestieg und mit ihm nach Danzig ritt. Was begehrt Ihr von mir?“

Der Komtur sagte, auf die drei Bürger, die in einer Fensternische standen, zeigend: „Schlage den drei Schelmen die Köpfe ab!“

„Das kann nur geschehen“, erwiderte der Scharfrichter, „wenn es mir durch Richterspruch und Bluturteil befohlen wurde. Ich darf ohne sie keinen vom Leben zum Tode bringen“.

„Ich bin der Blutrichter!“ schrie der Komtur. „Ich befehle Dir, vollbringe Dein Henkeramt!“

Der rote Mann weigerte sich und wiederholte: „Wo sind Richterspruch und Bluturteil, denen ich allein gehorchen darf?“

Heinrich von Plauen zog einen mit Silbermünzen gefüllten Beutel aus der Tasche und sagte: „Das Geld ist Dein!“

„Sparet Worte und Geschenke“, unterbrach ihn der Scharfrichter. „Ihr werdet um keinen Preis der Welt mich dazu bringen, meiner Pflicht untreu zu werden.“

„Gehorche!“ schrie der Komtur. „Ich lasse Dir sonst alle Knochen im Leibe entzweischlagen!“

„Tut das“, erwiderte der rote Mann.

Der Komtur ließ einige Reisigen in den Remter rufen; diese stießen den Henker zur Tür hinaus in den Hof, wo sie ihn mit Knütteln so lange schlugen, bis er leblos liegen blieb.

Der Bürgermeister Kunrat Letzkau und die beiden Ratsmänner wurden in das Verließ geschleppt.

Als die Reisigen die eiserne Tür im Kellergeschosse öffneten, stieg ein betäubender Modergeruch aus der Tiefe empor; und der Schein der spärlich durch die Mauerscharten einfallenden Sonne leuchtete auf feuchte Wände und den mit faulendem Laube bedeckten Estrich. Sobald die Tür hinter den Gefangenen geschlossen war, saßen sie im Finstern. Hungernd und von Ratten, die im Verließ scharenweise nisteten, arg gequält, brachten sie einen Tag und eine Nacht im Verließ zu.

In der dritten Morgenstunde erschienen die Reisigen wieder, öffneten die eiserne Tür und trieben die Gefangenen mit Stößen und Faustschlägen die Treppe empor.

Im Remter, den sie betreten mußten, saßen der Komtur und die Brüder bei vollen Bechern. Der starke Wein umnebelte ihre Sinne und raubte ihnen die Besonnenheit.

Sobald der Komtur die drei Danziger Bürger, die in ihren Gesichtern und in ihrer ganzen Haltung sichtbare Spuren von Hunger, Ermattung und Seelennot zeigten, erblickte, sprang er vom Sitze auf und schrie mit höhnender Stimme:

„Wie ist Euch die Haft im Verließe bekommen? Haben Modergeruch, Finsternis, Kälte und Hunger noch nicht Euren dummen Stolz gebrochen? Ihr wißt jetzt, was Euch bevorsteht, wenn Ihr noch weiter die Rebellen spielt. Nehmt endlich Vernunft an und beugt Euch vor mir, Eurem Herrn. Es kostet Euch der Trotz nicht allein die Freiheit, auch das Leben!“

Kunrat Letzkau stand aufrecht und in stolzer Haltung da. „Ihr habt uns durch List und Lüge in die Ordensburg gelockt!“ sagte er in strengem Tone. „Das Gastrecht, das selbst die Heiden heilig halten, ist schändlich von Euch verletzt worden. Ihr wart Zeuge, Herr Komtur, als der Hochmeister im Dome der Marienkirche, die Hand aufs Evangelienbuch legend, schwur, mit der Stadt Danzig Frieden zu halten. Das Gelöbnis Eures Herrn sollte Euch heilig sein wie Gottes Wort. Kraft jenes Schwures fordere ich, daß Ihr meine Genossen und mich frei und ungekränkt nach Hause ziehen laßt!“

„Was kümmert mich der Eid des Hochmeisters? In der Ordensburg bin ich allein der Herr. Hier geschieht nur das, was ich will!“ rief der Komtur.

Seine Rede wurde durch das Geschrei der beiden Ratsmänner unterbrochen, über die einige Brüder wie ein Rudel Wölfe hergefallen waren. Sie würgten sie, versetzten ihnen Schläge, warfen sie zu Boden, während andere die Wehrlosen mit Füßen traten.

Kunrat Letzkau deckte mit seinem Leibe die auf dem Boden Liegenden und rief: „Blickt auf das Kreuz, das jeder von Euch auf der Brust seines Leibrockes trägt. Es erinnert Euch an den Welterlöser, der das herrlichste Gebot: ‚Liebet einander!‘ verkündete. Um Christi Kreuz willen bitte ich Euch: Schonet meine Mitbürger! Als treue Bekenner Christi, der am Kreuze für seine Feinde betete, wollen wir Euch Unehre, Schimpf und Gewalttat verzeihen!“

Der Komtur Heinrich von Plauen stieß ihm den Dolch in die Brust.

Zu Tode getroffen sank er zu Boden. Totenblässe bedeckte sein Antlitz, und seine Augen schlossen sich zum Schlummer, aus dem es kein Erwachen mehr gibt. Aus seinem Munde klangen leise einige Worte. Sie lauteten, wie ein Bruder später erzählte:

„Ich begehre nichts mehr,
Als zu sterben für Danzigs Ehr’.“

Die Leichen wurden von den Reisigen in den Hof getragen und unter einem Düngerhaufen eingescharrt.

Während Kunrat Letzkau und die Ratsmänner durch die Blutrache des Komturs ihr Leben verloren, saßen ihre Ehefrauen und Kinder in arger Pein in den Häusern und warteten bis zum Abend auf ihre Wiederkehr. Eine Stunde nach der anderen

verrann. Es verging die Nacht, ein neuer Tag dämmerte herein, aber die Heißersehnten kamen nicht.

Keiner aber raubten Angst und Sorge mehr Schlaf und Ruhe als der Frau Anna, der Tochter des Kunrat Letzkau.

Sobald die Frühsonne aufgegangen war, ging sie in die Ordensburg und fragte den Pförtner, wo der Vater geblieben sei. Jener erwiderte: „Die drei Bürger sind wohlauf und sitzen als die lieben Gäste der Brüder im Remter!“



Ermordung Kunrat Letzkaus.

Frau Anna ließ sich aber nicht beruhigen und verlangte, den Vater zu sehen.

Jetzt erschien ein Bruder vom Deutschen Orden an der Pforte und erzählte: Die Bürger seien mit den Brüdern in Streit geraten und verbüßten Schimpf und Schande, die sie jenen angetan, im Gefängnis.

Frau Anna kehrte tief betrübt heim, und bald flog durch die ganze Stadt die Kunde: „Unser Bürgermeister sitzt in der Ordensburg gefangen!“

Das Volk geriet in Aufruhr und trieb sich, wilde Verwünschungen ausstoßend, in den Straßen umher, die nach der Ordensburg führten.

„Wir sind wehrtüchtig und müssen das Nest der Brüder vom Deutschen Orden stürmen!“ schrien einige. „Laßt es uns berennen und unseren Bürgermeister und die Ratsmänner aus der Kerkerhaft erlösen!“

Andere aber rieten, Boten an den Hochmeister zu senden. Sie sollten ihm, der vor dem Altar der Marienkirche ewigen Frieden gelobte, melden, daß sein Vetter wortbrüchig geworden sei.

Während in der Stadt die Empörung über die Gefangenschaft des Bürgermeisters Kunrat Letzkau mit jedem Tage größer wurde, wandelte Frau Anna täglich zur Mittagszeit, von einer Magd, die einen mit Speisen gefüllten Korb trug, begleitet, zur Ordensburg.

Immer standen zwei oder drei Brüder an der Pforte wartend, bis sie erschien. Sie nahmen ihr die mitgebrachten Speisen ab und sagten jedesmal: „Den Gefangenen geht es wohl. Sie trugen uns auf, Euch und Eure Kindlein zu grüßen!“

Ab und zu fragte Frau Anna, ob der Vater oder ihr Eheherr ein Begehren nach einer Lieblingsspeise hätten, und die Brüder nannten immer das Gericht, das sie selbst am liebsten aßen. Dann lachten sie wie böse Schelme, wenn am anderen Tage Frau Anna mit der bestellten Speise erschien.

Die Buben trieben das böse Spiel bis zur Stunde, in der endlich die Boten aus der Marienburg heimkehrten und ein Pergamentblatt mitbrachten, auf dem der Hochmeister an den Komtur geschrieben hatte: „Liefere die Gefangenen aus!“

Jetzt konnte Heinrich von Plauen die Ermordung der drei Danziger Bürger nicht mehr verschweigen.

Acht Tage nach ihrem Tode öffneten die Reisigen die Düngergrube, zogen die stark verwesten Leichen ans Tageslicht, trugen sie aus der Ordensburg und warfen sie vor dem „Haustore“ nieder.

Die Bürger und das Volk, das in dichten Scharen herbeilief, brachen in Klagen und Tränen aus. Ihr Jammer war so laut, daß er in der Rechtstadt und der Altstadt gehört wurde.

Die Leichen der drei Danziger Bürger wurden in Särge gelegt und in der Sankt Hedwigskapelle der Marienkirche in die Gruft gesenkt.

Kein Bruder vom Deutschen Orden erschien im Gotteshause, während die Priester die Totenmesse sangen und für die Seelenruhe der Ermordeten beteten. Der Komtur wagte nicht mehr, die Rechtstadt zu betreten.

Als er eines Morgens vor der Ordensburg auf- und niederging, erschien Frau Anna und rief, sich ihm in den Weg stellend: „Dankt dem Himmel, daß ich ein Weib bin. Wäre ich ein Mann, so bliebest Du, der Mörder meines Vaters und meines Eheherrn, keine Stunde länger am Leben! Gott der Herr soll sie rächen. Sein strafender Arm wird Euch treffen und vernichten!"

Sie schlug dem Komtur Heinrich von Plauen in das Gesicht, und die Frauen, die sie begleiteten, rückten ihm, der vor Scham und Zorn erblaßte und an allen Gliedern zitterte, auf den Leib; er aber wich ihnen aus und lief, so schnell ihn die Füße tragen konnten, in die Ordensburg zurück.

Die prophetischen Worte der unglücklichen Frau gingen zwei Jahre später in Erfüllung, denn Heinrich von Plauen wurde seines Amtes als Komtur von Danzig entsetzt und zur Buße ins Gefängnis geworfen. Als Knecht verkleidet, floh er ins Hoflager des Königs Wladislaw von Polen und wurde dort ein weltlicher Mann, den keiner mehr achtete.

Kunrat Letzkau hinterließ keinen Sohn, durch den sein Name und Geschlecht weiterlebten. Sein Treuschwur aber blieb unvergessen im Gedächtnisse der Stadt Danzig.

Wenn in späteren Jahrhunderten ihre Bürger einen Mann, der viel Gutes und Großes vollbracht hatte, ehren wollten, so sagten sie:

„Er ist ein zweiter Kunrat Letzkau!"

Und der so geehrte Mann achtete diese Rede als das höchste Lob, das ihm jeder neidete.

Ende.

Druck von A. W. Kafemann G. m. b. H.
in Danzig.

Verlag
von
A. W. KAFEMANN
G. m. b. H.
DANZIG